

Mykola Trublajini

Eine lustige Schiffsreise



Mykola Trublajini

Eine lustige Schiffsreise





Mykola Trublajini

Eine lustige Schiffsreise

Erzählungen

Aus dem Ukrainischen
von
Evelyn Riswanowa und Iwan Soiko

Illustrationen
von
Ada Rybatschuk und Wolodymyr Melnytschenko

Kiew
Verlag Dnipro
1983



T 4803010200—246
246.83
M205(04)—83

© Verlag Dnipro, 1983. Printed in the USSR.
Für Leser von 10 Jahren an.

DIE MÖWE MIT DEN ROSA FLÜGELN

DER GEHEIMNISVOLLE GAST

Zwei Monate sind vergangen, seitdem die Menschen auf der Insel das letzte Mal die Sonne gesehen haben. Sie war hinter dem Horizont verschwunden und schien nicht mehr. Die kalte Polarnacht hatte sie abgelöst.

Heute mußte die Sonne sich endlich wieder zeigen, und alle warteten darauf. Da wird es ein großes Fest für die Inselbewohner, die Eskimos, geben. Sie zogen ihre Pelzkleidung an, spannten Hunde vor den Schlitten und fuhren auf die Robbenjagd.

Die Inselbewohner litten schon lange Hunger. Besonders für die langen Nächte reichten ihre Fleischvorräte nicht aus. Viele waren krank.

Voller Ungeduld warteten sie auf die Sonne. Jeder, der konnte, begab sich auf den Hügel über der Küste des Meeres, um den Aufgang der feurig-roten Sonnenkugel zu erleben.

Es wurde heller und heller. Rings um die Insel lag das unter dem Eis gebannte Meer. Weit im Süden schimmerte ein schwarzer Streifen — das große Festland.

Kein Inselbewohner hatte das große Land bisher betreten. Eine Meerenge mit starker Strömung, die die Insel von der Festlandküste trennte, führte sowohl im Sommer, als auch im Winter riesige

Eismassen mit sich. Keiner, nicht einmal der kühnste, wagte es, diesen brodelnden Eisstrom zu überqueren.

Nur ein einziges Mal, vor langer Zeit, ist er passiert worden. Die Vorfahren der heutigen Eskimos hatten auf der Flucht vor ihren Feinden eine befahrbare Stelle entdeckt. Einige wollten später zurück, aber die Schamanen verboten ihnen, diesen Übergang noch einmal ausfindig zu machen.

Alle Eskimos starrten gespannt nach Osten, wo sich über den verschneiten Eishügeln bereits der rötliche Morgenhimmel abzeichnete. Jeden Augenblick mußte die Sonne hervorkommen. Und dann beginnen endlich nach der schwarzen Polarnacht die hellen Sonnentage. Die Zeit der Jagd kommt wieder, und der Hunger hat ein Ende.

Stille ringsum. Kein Windhauch.

In dem klirrenden Frost schien nicht nur die Luft, sondern auch der Wind erstarrt zu sein.

Und da, ganz hinten am Horizont, tauchte die feuerrote Kugel auf, und die ersten Sonnenstrahlen fielen auf das Eis. Geblendet von dem silbernen Weiß des Schnees und den goldenen Strahlen der Sonne standen die Menschen wie gebannt.

„Die Sonne ist da!“ unterbrach freudig der alte Ilawirnik die Stille und streckte seine Hände der Sonne entgegen.

Die Menschenmenge tat das gleiche. Sie begrüßten die Sonne.

„Da kommt jemand!“ rief einer erschrocken aus der Menge.

Alle wandten sich um. Die kleine Nawaluk zeigte mit dem Finger nach Süden.

Auf der Schneedecke des unendlichen Eisfeldes näherte sich vom Festland her ein schwarzer Punkt. Es war ein Mensch mit einem Hundegespann. Alle Eskimos begriffen sofort, daß dieser Mensch den Eisstrom passiert haben mußte.

Die Sonne war vergessen. Aufgeregt und gespannt verfolgten die Menschen den immer größer werdenden schwarzen Punkt.

Die Sonne, die nur für einen Augenblick erschienen war, war schon wieder verschwunden. Das Gespann näherte sich dem Ufer.

„Das ist ja ein Mädchen!“ rief Owajuak. Seine scharfen Augen hatten es zuerst entdeckt.

Und gerade in diesem Augenblick sprang von einem Eisfelsen in großen Sätzen ein mächtiger Eisbär auf den Schlitten zu.

ILAWIRNIK PROPHEZEIT EIN UNHEIL

Mamajuk war nicht mitgegangen, um die Sonne zu begrüßen. Vom Hunger erschöpft, konnte sie sich kaum auf den Beinen halten. Tief im Inneren der Jaranga* lagen unbeweglich ihre kranken Eltern.

Der Hunger hatte ihre letzten Kräfte verzehrt. Ohne Hilfe ihrer Tochter konnten sie nicht einmal aufstehen.

Die schwere Polarnacht war im Schwinden, jedoch die Bewohner dieser Jaranga hatten die Hoffnung aufgegeben, sie zu überleben. In den

* Fellzelt der Eskimos.

letzten Tagen hatte Mamajuk für sie Suppe aus Robbenfell gekocht, die aber kaum genießbar war.

Heute früh hatte das Mädchen die Jaranga verlassen. Voller Verzweiflung suchte sie nach etwas Eßbarem. Wenn sie heute nichts für die Eltern zu essen findet, werden sie sterben.

Auf einmal hörte sie das Schwirren eines Vogels. Und im gleichen Augenblick ließ sich der Vogel auf einem Schneehügel nieder. Es war eine wunderschöne, rosafarbene Möwe — ein langersehnter, aber seltener Gast im Hohen Norden. Die Enden ihrer schneeweißen Flügel schimmerten rosa. Mit ihrem schwarzen Schnäbelchen pickte sie von Zeit zu Zeit in den gefrorenen Schnee, als ob sie ihn zerkleinern wollte.

Mit letzter Kraft spannte Mamajuk den Bogen und schoß einen Pfeil auf die Möwe ab. Seine Spitze aus scharfem Knochen traf die Möwe, und sie fiel in den Schnee.

Erfreut lief das Mädchen zu ihrer Beute. Nun brauchten ihre Eltern nicht zu sterben.

Mamajuk teilte die Beute in drei Portionen: die zwei größeren trug sie in die Jaranga für die Eltern, die kleinere und die rosa Flügel der Möwe behielt sie für sich.

Mit den Flügeln begab sie sich zu dem Hügel, wo die Menschen auf den Sonnenaufgang warteten.

Jedoch den Sonnenaufgang hatte sie verpaßt: die Sonne hatte sich nur für ein paar Minuten gezeigt und war wieder verschwunden. Mamajuk schaute nun auch in die Richtung des Eisfeldes, wo das unbekannte Mädchen im Schlitten von einem Eisbären verfolgt wurde.

Das war schrecklich. Das Gespann hielt an, und die Hunde begannen zu bellen. Der riesige Eisbär sprang in großen Sätzen auf sie zu.

Mamajuk sah, wie das unbekannte Mädchen vom Schlitten sprang und das Gewehr erhob. Feuer blitzte auf. Zu den Eskimos drangen der Knall des Schusses und das letzte Aufbrüllen des Eisbären. Noch lauter wurde das Gebell der Hunde, und wild stürzten sie sich auf das Raubtier, das mit der Brust auf das Eis gefallen war.

Jedoch das Mädchen rief die Hunde zurück, und im Nu war das Gespann auf dem Hügel, wo die Menge verharrte, erschrocken und verwundert zugleich über den Mut des unbekanntes Gastes.

„Seid gegrüßt, ihr Leute!“ wandte sie sich an die Inselbewohner und trat zu ihnen.

Es klang etwas komisch, wie sie sprach, aber die Eskimos verstanden sie. Sie trug fast die gleiche Pelzkleidung wie sie selbst. Ihr Gesicht glich denen ihrer Mädchen.

Sie wies auf den toten Eisbären und sagte:

„Nehmt meine Jagdbeute als Zeichen meiner Freundschaft.“

Mit glücklichen Augen schauten die hungrigen Menschen hinunter. Mamajuk drängte sich nach vorn und reichte dem Gast die rosa Flügel der Möwe.

„O Menschen!“ schrie voller Entsetzen der alte Ilawirnik, als er Mamajuks Geschenk sah. „So ein Unglück! Unsere Vorfahren haben uns gewarnt, daß eine Möwe mit rosa Flügeln unserer Insel einst Unheil bringen wird.“

Tiefe Stille trat ein.

Als das unbekannte Mädchen die Worte des alten Ilawirnik vernahm, schaute sie ihm ins Gesicht und sagte:

„Red keinen Unsinn, Großvater!“

Dann wandte sie sich an Mamajuk:

„Ich danke dir herzlich für dein Geschenk. Ich heiße Anka, das bedeutet — Mädchen des Meeres. Und wie ist dein Name?“

„Mamajuk“, antwortete leise das von Ilawirnik eingeschüchterte Eskimomädchen.

Anka forderte die Eskimos noch einmal auf, den erlegten Eisbären als Geschenk anzunehmen. Unentschlossen folgten der Aufforderung vier Jäger. Sie stiegen langsam zum Eis hinunter, wo das Raubtier lag. Nach Ilawirniks Worten hatten sie Furcht vor dem Mädchen. Wenn in den Jarangas nicht Hunger geherrscht hätte, hätten sie nie gewagt, das Geschenk von der Unbekannten anzunehmen. Die anderen Eskimos rührten sich nicht von der Stelle.

Nur der schlanke Owajuak trat kühn und entschlossen auf Anka zu und fragte:

„Woher kommst du und wohin geht dein Weg, Mädchen des Meeres? Warum kommst du auf die Insel?“

„Ich bin Tschuktschin“, antwortete das Mädchen.

Die Eskimos erinnerten sich an die Erzählungen ihrer Vorfahren, daß an der Festlandsküste ein ihnen verwandtes Volk lebe — die Tschuktschen.

„Mich haben jene Menschen zu euch geschickt“, fuhr Anka fort, „welche Mützen mit roten Sternen tragen. Ich habe den Auftrag zu erkunden, wer ihr

seid und wie ihr lebt. Wir, auf dem Festland, haben schon von euch gehört. Ich soll euch fragen, ob ihr helles Licht mitten in der Nacht haben wollt? Ob ihr Schlitten braucht, die nicht von Hunden gezogen werden? Ob ihr genug Fleisch habt, um nicht zu hungern?“

„Mädchen“, unterbrach sie Ilawirnik, „es kann kein helles Licht mitten in der Nacht geben, ohne Sonne und Mond. Ohne Hunde fahren keine Schlittengespanne. Wir haben kein Fleisch mehr, vor Hunger sind wir schon bereit, nach Moos unter der Schneedecke zu suchen. Und die rosa Flügel der Möwe verkünden Unheil. Wir danken dir für den Eisbären, bitten dich jedoch, unsere Insel zu verlassen. O Menschen“, wandte er sich an die Menge, „ist es nicht Wahrheit, was ich sage?“

Die Eskimos schwiegen. Sie hatten Furcht vor dem Unheil. Aber der Hunger war stärker, er quälte sie, und das Mädchen wollte ihnen Bärenfleisch geben. Sie beschlossen, dem Mädchen zu erlauben, bei ihnen zu übernachten. Mamajuk aber sollte von der Insel verbannt werden.

Mamajuk weinte, als sie die Worte des Schamanen vernahm:

„Fort mit dir, Mädchen, das uns die rosafarbenen Flügel der Möwe gebracht hat. Verlaß die Insel und büße deine Schuld!“

„Fort! Fort!“ wurden einige Stimmen laut.

Daraufhin nahm Anka das Mädchen an der Hand und wandte sich an die Eskimos:

„Ist eure Angst vor dem bösen, alten Mann wirklich so groß? Wenn ihr Mamajuk fortjagt, gehe ich mit ihr. Aber sie kehrt zu euch zurück, auf einem Schlitten, der nicht von Hunden gezogen

wird. Sie bringt euch helles Licht für die Nacht und viel Fleisch.“

Anka setzte Mamajuk in den Schlitten und rief die Hunde. Das Gespann jagte über das Eisfeld. Tiefe Nacht brach an. Wind heulte über dem Meer. Ein Schneesturm begann. Das Eskimomädchen und die Tschuktschin verschwanden in der Finsternis. Vom Meer her knallte und krachte es. Das war der Wind, der das Eis brach.

OWAJUAK SOLL STERBEN

Es vergingen viele Tage. Die Sonne schien jetzt lange und verschwand nur für kurze Zeit. Rings um die Insel erstreckten sich weite Eisfelder. Trotz der anhaltenden Kälte bildeten sich große Eislöcher. Und aus den Eislöchern krochen Walrosse und Ringelrobben auf das Eis. Jeden Tag gingen die Jäger auf die Walroßjagd. Nur der Riese Owajuak nahm nicht daran teil. Der beste Jäger der Insel war erblindet. Er hatte den grauen Star. Er sah nichts — weder die Sonne noch das Eis.

Trotz seiner jungen Jahre hatten ihn die Inselbewohner als einen der erfolgreichsten Jäger geschätzt: er war stets mit der größten Beute nach Hause gekommen. Jetzt aber war die Beute weit geringer, denn Owajuaks Anteil fehlte.

Die kleine Nawaluk führte ihn zu einem Berghang am Meer, und er setzte sich auf einen Baumstamm, den das Meer an das Ufer gespült hatte: im Sommer wurden viele solche Baumstämme und Balken von Wind und Eis ans Ufer getragen.

Heute, wie schon seit einigen Tagen, saß Owajuak wieder am Meer. Hinter ihm stand Nawaluk. Ein Lächeln huschte über das Gesicht des blinden Eskimos, wenn die Sonnenstrahlen es trafen, aber sein Lächeln war traurig. Nach dem Wind erriet er den Eisgang. Dort, auf dem Eis, waren jetzt die Jäger, aber er sah sie nicht.

Betrübt stand neben ihm seine Schwester Nawaluk und berichtete ihm über alles, was auf dem Eis vor sich ging.

„An einem großen Eisloch haben die Jäger ein Walroß erlegt. Sie schleppen es zur Insel. Ilawirnik kommt“, sagte sie.

Und tatsächlich näherte sich ihnen der alte Ilawirnik. Langsam schritt er auf sie zu und wandte sich an den Blinden:

„Nun, Jäger Owajuak, wie ist dein Befinden? Siehst du das Licht der Sonne? Könntest du nicht mit auf die Walroßjagd gehen?“

Owajuak seufzte tief und erwiderte traurig, er könne das Sonnenlicht nicht sehen und an der Jagd nicht teilnehmen.

„Oh, Jäger Owajuak“, sprach Ilawirnik, „die Flügel der rosa Möwe bringen unserer Insel kein Glück. Aber nicht alle sind verloren, haben wir doch die Schuldige und die Unbekannte verjagt, die diese Flügel als Geschenk angenommen hat.“

„Ich höre dich, weiser Ilawirnik“, sagte der Blinde.

„Siehst du, Owajuak, zu lange hast du die Flügel betrachtet, nun hat dich das Unglück getroffen. Und du kannst nicht mehr auf die Jagd gehen. Du taugst zu nichts mehr und fällst uns zur

Last. Deshalb mußt du, nach dem alten Brauch unserer Vorfahren, um den Tod bitten.“

Bei den Worten des alten Ilawirnik erschauerte Owajuak, und Nawaluk erblaßte. Der Greis verlangte seinen Tod nach altem Brauch. Nach diesem Brauch muß derjenige, den Owajuak am liebsten hat, ihn erdrosseln!

Nur einen winzigen Augenblick zögerte Owajuak, dann sagte er kurz:

„Gut! Ich bin bereit!“

Ilawirnik schaute das Mädchen streng und gebieterisch an und sagte:

„Ich hoffe, Nawaluk, daß du es mit sicherer Hand ausführst!“ Seine Worte klangen wie ein Befehl. Wußte er doch, daß der Jäger seine Schwester von allen am meisten liebte.

Der Blinde erhob sich und drehte seinen Kopf zum Meer hin. Es schien, als ob er auf etwas lauschte.

„Hört ihr nichts?“

Nawaluk und Ilawirnik schauten auf das Meer hinunter und erstarrten vor Verwunderung.

UNBEKANNTE TIERE

Ein sonderbares Dröhnen lag in der Luft. Niemand auf der Insel kannte diese Töne. Kein einziges Tier und kein einziger Vogel hier hatte solch eine Stimme.

Bald bemerkten das Mädchen und der alte Eskimo in der Ferne auf dem Eisfeld ein unbekanntes Wesen, das sich ihnen schnell näherte. Es glänzte in der Sonne und rannte an den aufgetürmten Schollen



vorbei. Weit hinter diesem unbekanntem Wesen überquerten andere dunkle Punkte die Meerenge. Es waren sehr viele, und alle hatten die Insel zum Ziel.

„Was seht ihr?“ fragte der Blinde.

„Welch ein Unglück! Das ist unser Untergang, und er kommt vom Festland!“ stieß der Alte hervor. Und er eilte davon, den Blinden und Nawaluk zurücklassend.

„Bruder“, sprach das Mädchen, „ein schreckliches Tier nähert sich der Insel. Was werden wir tun?“

„Uns verteidigen!“ erwiderte der Blinde. „Gib mir meinen Speer und lauf fort. Versteck dich!“

„Nein, Bruder, ich lasse dich nicht allein. Nimm den Speer, ich nehme den Bogen“.

Das Mädchen reichte dem Bruder den Speer mit einer Spitze, die aus einem Stoßzahn eines Walrosses geschnitzt war, sie selbst aber nahm den Bogen und setzte sich zu Füßen ihres Bruders. Sie beobachtete aufmerksam alles, was auf dem Eis vor sich ging, und berichtete es Owajuak.

„Unsere Jäger laufen fort. Sie haben ihre Beute auf dem Eis zurückgelassen und eilen zur Insel. Das Tier kommt immer näher. Es sieht eigenartig aus! Wie ein riesiger Schlitten, der ohne Hunde läuft.“

Das Mädchen verstummte. Sie blickte zu dem Blinden hoch, denn Owajuak runzelte die Stirn, als würde er angestrengt über etwas nachdenken.

„Nawaluk, weißt du noch, was das Mädchen Anka zu uns gesagt hat? Sie sprach von einem Schlitten, der nicht von Hunden gezogen und der zu uns kommen wird. Vielleicht ist das kein Tier, sondern tatsächlich jener Schlitten?“

Nawaluk schwieg und schaute unverwandt auf das Meer. Erst nach einer Weile begann sie wieder zu berichten.

„Du hast recht, Owajuak. Das Tier hat zwei Jäger eingeholt. Sie sind auf dem Eis hingefallen, und das Tier hält an. Und aus dem Tier steigt ein Mensch aus und hilft den beiden Jägern auf die Beine. Das ist kein Tier, sondern ein Schlitten, aber ohne Hunde. Die anderen Jäger haben ihn jetzt auch erkannt und laufen nicht mehr fort.“

Nawaluk verstummte wieder. Der Blinde wartete ungeduldig darauf, daß sie mit ihrem Bericht fortfahre.

„Aber die dunklen Punkte, die vom Festland kommen, das sind wirklich Tiere. Es sind zu viele. Sie haben vier Beine und tragen ein Geweih. Genauso eins wie es in der Jaranga von Ilawirnik hängt. Und ihnen folgen Menschen.“

„Schwester, es sind bestimmt Rentiere“, entgegnete der Blinde. „Mein Großvater hat mir einst von diesen Tieren, die auf dem Festland leben, erzählt. Sie fressen Moos. Die Menschen züchten sie. Aus ihrem Fell fertigen sie Kleidung und Schuhe an. Und von ihrem Fleisch und ihrer Milch ernähren sie sich. Man spannt sie vor die Schlitten anstelle von Hunden. Glücklicherweise ist der, der viele Rentiere besitzt.“

EIN KAJAK, DER DAS EIS BEZWANG

In der Tiefe der Insel, zwischen den Hügeln weideten die Rentiere. Emsig scharrten sie mit ihren Hufen den Schnee weg, um an das Moos heranzu-

kommen. Die Tschuktschen, die Hirten, hüteten sie. Einige Eskimos gesellten sich zu ihnen, um zu lernen, wie man die Rentiere versorgen muß.

Auf dem Hügel, wie tags zuvor, saß Owajuak. Nawaluk hatte den Blinden nicht verlassen. Sie schilderte ihm die Ereignisse des letzten Tages.

„Auf dem Schlitten, der von allein fährt und wie ein Tier brüllt, ist Anka, das Mädchen vom Meer, gekommen. Und diesen Schlitten nennt man Motorschlitten. Anka hat gesagt, daß die Rentiere uns gehören werden. Und geschickt haben sie uns die Menschen mit dem roten Stern an den Mützen. Auch viele Gewehre hat sie uns mitgebracht, damit wir nun richtig Walrosse, Robben und sogar Eisbären jagen können. Hörst du die Schüsse? Das sind unsere Jäger, die mit diesen Gewehren schießen lernen. Aber nicht alle teilen die allgemeine Freude. Der alte Ilawirnik geht finster und böse umher und prophezeit allen Unheil. Und da kommt er schon zu uns. Owajuak, ich habe Angst vor ihm. Sage ihm, er soll uns in Ruhe lassen.“

Und da trat auch schon der Alte zu ihnen. Mürrisch, mit düsterem Blick, schaute er sich nach allen Seiten um. Wütend fuhr er Owajuak an:

„Du lebst noch? Warum bist du noch nicht tot? Warum hast du ihn noch nicht erdrosselt? Du vergrößerst nur das Unglück, das uns die Flügel der rosa Möwe bringen werden.“

„Ich werde Owajuak nicht töten“, widersprach Nawaluk dem Alten, sich schützend vor ihren Bruder stellend. „Er wird leben. Ich werde für ihn sorgen.“

„Was nimmst du dir heraus, du unverschämtes Ding! Ich werde dich zwingen, deine Pflicht zu erfüllen!“

Der Alte packte das Mädchen an den Händen.

„O hilf mir, Owajuak. Sage ihm, er solle sich fortscherehen!“ schrie das Mädchen auf.

Der Blinde aber schwieg. Er überlegte, ob es sich lohnt, weiter zu leben, wo er doch nicht arbeiten kann. Er ist doch allen eine Last, besonders aber seiner Schwester, an der er sehr hängt.

Unerwartet ließ der alte Ilawirnik das Mädchen los und krümmte sich wie ein geschlagener Hund. Er hatte Anka erblickt, die den Hügel heraufkam, und zog sich langsam zurück.

„Oh, Owajuak“, wandte sich das Mädchen an den Bruder, „vom Meer nähert sich unserer Insel ein großer Kajak. Er fährt direkt durch das Eis, und er ist so riesig, daß all unsere Walroßboote darin Platz hätten. Und ein mächtiger Rauchabzug ragt aus dem Kajak. Aus dem Rohr kommt eine schwarze Rauchwolke. Unter der Last des Kajaks bricht das Eis und scheint in der Tiefe zu versinken.“

„Diesen Kajak“, erklärte Anka, die bei ihnen angekommen war, „nennt man Eisbrecher.“

Verwundert über das sonderbare Verhalten Owajuaks, fragte sie:

„Was hast du? Warum schweigst du?“

„Er ist blind“, antwortete Nawaluk.

NEUE JARANGAS

„Wo ist denn Mamajuk?“ fragten die Eskimos Anka.

Jedoch Anka gab darauf keine Antwort und lächelte nur geheimnisvoll.

Mittlerweile kam der Sommer. Die Sonne wanderte um die Insel herum, und sogar nachts verschwand sie nicht mehr hinter dem Horizont. Es war Polartag.

Auf den Hängen der Insel taute der Schnee. Frisches Moos lugte hervor, hier und da zeigten sich die ersten Grashalme. Das Eis auf dem Meer wurde dünner. An breiten offenen Stellen tummelten sich viele Meerestiere.

Der Eisbrecher lag immer noch an der Insel vor Anker. Die Schiffsbesatzung lud viele Güter für die Eskimos aus.

Nawaluk berichtete ihrem Bruder wieder:

„An der Küste werden neue Jarangas gebaut. Das sind ganz große Jarangas, aus dickem Holz. Die Dächer decken sie mit dünnem, sehr festem Fell, sie nennen es Blech. Die Holzbretter befestigen sie mit spitzen, harten Knochen. Die nennen sie Nägel. In die Fensteröffnungen setzen sie dünnes, durchsichtiges Eis ein. Dieses Eis taut nicht einmal im Feuer. Man nennt es Glas.“

„Nawaluk, führe mich zu den Jarangas“, bat der Blinde.

Das Mädchen nahm ihn an der Hand, und sie gingen zum Ufer hinunter. Von dort drang Stimmengewirr, das Hämmern der Äxte, das Kreischen der Sägen zu ihnen herüber.

Owajuak ging tastend um die erste Jaranga herum, zu der ihn seine Schwester geführt hatte.

Behutsam fuhren seine Hände über die Balken, die Bretter, die eisernen Türklinken und das Glas.

Der Blinde zeigte großes Interesse für das Handwerkszeug. Aufmerksam tastete er jedes Instrument ab, das ihm die Bauleute reichten: die Axt, die Säge und den Bohrer.

Wenn Owajuak alleine ging, diente ihm sein Speer als Stock. Als er einmal die scharfe Spitze des Bohrers berührte, meinte er:

„Wenn mein Speer solch eine scharfe Spitze hätte, würde mir kein Walroß und kein Eisbär entgehen. Ach, wenn ich doch nur sehen könnte! Denn die Kraft meiner Arme reicht aus.“

Um seine Kraft zu demonstrieren, nahm er einen Eisenstab und bog ihn krumm.

„Oh, wie stark dieser Blinde ist!“ hörte man es aus der Menge.

„Wozu werden diese Jarangas dienen?“ fragte Owajuak.

In diesem Augenblick trat Anka zu ihm und erwiderte:

„Die eine ist für die Pelzfaktorei bestimmt. Dort kann man Felle, Häute und Fett gegen Gewehre, Kleidung, Messer und Lebensmittel eintauschen. In der zweiten Jaranga wird eine Schule eingerichtet. Dort werden die Kinder lernen. Und in die dritte kommt das Krankenhaus. Dort werden Kranke und Verletzte behandelt. Und was in die vierte kommt, das werdet ihr selbst sehen, wenn ihr in der dunklen Nacht das Licht erblickt. Dieses Licht bekommt ihr von dem Turm, der neben der vierten Jaranga gebaut wird.“

„Ich glaube“, sagte Owajuak, „der alte Ilawirnik hat sich geirrt. Die Flügel haben nur mir allein Unheil gebracht. Ich bin erblindet und muß sterben.“

„Nein, Bruder, du wirst nicht sterben!“ erwiderte Nawaluk.

Besonderes Interesse zeigten die Eskimos für den Turm. Seine Spitze ragte hoch über den Hügel. Ganz oben hatte der Turm eiserne Flügel. Wenn es windig war, bewegten sie sich.

Der Bau des Turms und der Jarangas nahm viel Zeit in Anspruch. Die Sonne stand schon tiefer. Der mächtige Kajak, der Eisbrecher, hatte die Insel verlassen. Es wurde merklich kälter. Der Winter zog ein. Eines Tages trafen sich Owajuak, seine Schwester und Ilawirnik wieder am Meer. Der Alte verlangte wiederum den Tod für Owajuak. Und wieder nahm Nawaluk ihren Bruder in Schutz.

Jedoch genau so wie damals im Frühling wurde ihr Gespräch durch ein Dröhnen unterbrochen.

„Bestimmt ist es ein Schlitten, der von allein fährt“, sagte Nawaluk und hielt nach dem Motorschlitten ausschau. Aber so sehr sie auch aufs Meer hinausspähte, sie konnte nichts entdecken.

Das Dröhnen wurde indes immer stärker.

Auch der Alte konnte nichts auf dem Eis entdecken. Er hatte aber etwas im Gesicht des Blinden bemerkt, denn dieser wandte seinen Kopf nicht in Richtung des Meeres, sondern zum Himmel hinauf.

Der alte Eskimo und das Mädchen schauten nun auch nach oben. Hoch in der Luft sahen sie...

Sie hatten keine Bezeichnung dafür, was sie dort oben sahen. Noch nie war die Verwunderung Nawaluks so groß gewesen, und noch nie hatten sie Ilawirnik so laut schimpfen hören.

„Warum sagst du nichts, Schwester?“ fragte Owajuak. Er wollte, daß sie ihm über alles berichtete, was sie sah.

„Hoch in der Luft“, begann das Mädchen, „fliegt ein Vogel. Das ist seine Stimme, die zu uns hinunterdröhnt. Er ist riesengroß: eine Möwe ist im Vergleich zu ihm so klein wie eine Maus neben einem Eisbären. Es ist ein Vogel über alle Vögel. Er hat noch nicht einen Flügelschlag getan, und trotzdem nähert er sich mit großer Geschwindigkeit der Insel. Jetzt kommt er schon zur Küste, steigt noch höher auf. Da erscheint auch schon Anka mit einem Fähnchen in der Hand. Sie gibt dem Vogel Zeichen. Aufgescheucht fliegen Möwen davon.“

„Welch ein Unglück! Welch ein Unheil!“ jammerte Ilawirnik.

Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lief davon, als ob er sich vor diesem Riesenvogel in Sicherheit bringen wollte.

Der Vogel aber dröhnte und dröhnte.

Nawaluk fuhr in ihrer Schilderung fort:

„Der Vogel senkt sich, macht eine Runde und da berührt er auch schon die Erde. Er macht noch einige Sprünge, wendet sich zu Anka hin und bleibt vor ihr stehen. O Bruder, aus dem Vogel klettern Menschen! Er befördert Menschen!“

„Was sind das für Menschen?“ fragt aufgeregt der Blinde.

„Eins, zwei. Das sind Männer. Eine Frau, noch eine Frau. Wieder Männer. Und noch eine ...“, das Mädchen stockte, „noch eine Frau. Sie erinnert mich an ...“

„Was sagst du da? An wen?“

„Ach, an niemand. Mir schien es nur so. Neben dem Vogel versammeln sich schon unsere Leute. Anka spricht zu ihnen. Komm, Bruder, wir wollen zu ihnen gehen.“

„Nein“, weigerte sich der Blinde, „wir gehen später dorthin.“

Er setzte sich auf einen Baumstamm und versank in Gedanken.

ANKAS GRÖSSTES WUNDER

Den riesigen Vogel über alle Vögel nannte Anka kurz: „Flugzeug“.

Es hatte die Menschen auf der Insel abgesetzt, und am nächsten Tag flog es zurück. Zwei von diesen Leuten wurden in der Jaranga einquartiert, die man als Krankenhaus bezeichnete. Die anderen wurden ebenfalls in den Jarangas untergebracht.

Eines Tages suchte Anka den Blinden und seine kleine Schwester auf. Der alte Ilawirnik war gerade bei ihnen. Wild funkelten seine Augen, als er das Mädchen erblickte. Er bestand wieder auf Owajuaks Tod.

„Auf unserer Insel wird erst dann wieder das Glück einziehen“, versicherte er.

Anka jedoch unterbrach ihn barsch:

„Hör nicht auf das Gerede des schwachsinnigen alten Mannes, Owajuak. Komm, wir gehen jetzt ins Krankenhaus. Dort wird man deine Augen untersuchen.“

„Du bleibst hier, Owajuak!“ schrie drohend der Alte.

Doch der Blinde hörte nicht auf ihn und sagte: „Nicht einmal mit dem Tod kannst du mich jetzt noch erschrecken.“

Und er folgte Anka.

Einige Tage mußte Owajuak im Krankenhaus bleiben. Nawaluk saß die ganze Zeit an seinem Bett. Der Blinde wurde gebadet.

Owajuak hatte noch nie in warmem Wasser gebadet, denn das Meer, das die Insel umspülte, war eiskalt, und ein Bad hatten die Eskimos nicht. Und so fühlte er sich im Krankenhaus wohl und geborgen. Nawaluk freute sich im stillen.

Hin und wieder wurden sie von Anka besucht. Sie erzählte ihnen von den Leuten, die einen roten Stern an der Mütze trugen. Anka nannte sie Bolschewiki und sich selbst Komsomolzin.

„Und du wirst auch einmal Komsomolzin“, sagte sie zu Nawaluk.

Eines Tages schickte man nach dem alten Ilawirnik, er solle ins Krankenhaus kommen.

„Schau mal her, Großvater“, wandte sich Anka an ihn und zeigte auf eine ältere Frau, die das Krankenhaus leitete. „Diese Frau wird Owajuak wieder glücklich machen.“

Sie hatten Owajuak einen weißen Kittel übergezogen und ihn in einen tiefen Sessel gesetzt.

Auf einem Tischchen neben dem Sessel funkelten verschiedene Messer. Voller Furcht schaute Nawaluk auf diese Messer.

„Owajuak“, sagte Ilawirnik, „sie wollen dich töten.“

„Schweig, Alter, ich weiß, daß diese Menschen mir kein Leid antun werden.“

Die ältere Frau gab ihm etwas zu riechen, und es schien ihm, daß er gleich einschlummere.

Im Halbschlaf fühlte er noch, wie man ihm das Augenlid nach oben zog. Das Messer berührte das Auge. Ob sie ihm etwa die blinden Augen he-

rausschneiden wollen? Er wollte aufstehen, aber er war unfähig, sich zu bewegen. Er wollte aufschreien, vermochte aber den Mund nicht zu öffnen, so fest hielten ihn die zusammengepreßten Zähne.

MAMAJUK

Voller Ungeduld erwartete Owajuak den Tag, an dem man ihm die Binde abnehmen würde.

Endlich war der Tag gekommen. Es war Abend. Im Schein der Öllampe sah Owajuak seine Schwester, Anka und die Ärztin.

„Nawaluk, ich kann dich sehen!“ schrie er freudig erregt.

Nawaluk trat zu ihm.

„Wird es bald Tag?“ fragte Owajuak.

„Nein, nicht bald“, antwortete Anka. „Die Polarnacht hat schon begonnen. Aber erinnerst du dich noch an mein Versprechen von dem hellen Licht inmitten der dunklen Nacht? Ich werde mein Wort halten.“

Anka wandte sich um und schaute in eine dunkle Ecke der Jaranga.

„Mamajuk“, rief sie, „Owajuak will, daß ich mein Versprechen erfülle.“

Und im selben Augenblick knackte etwas in der Ecke, grelles Licht flammte auf, das die ganze Jaranga überflutete. Es wurde taghell in der Jaranga. Owajuak sah Mamajuk in der Ecke. Sie trat auch auf ihn zu und reichte ihm mit einem freudigen Lächeln die Hand.

„Owajuak“, wandte sich Nawaluk an ihren Bruder, „es war also doch Mamajuk, die mit dem riesigen

Vogel über alle Vögel, der Flugzeug heißt, gekommen ist.“

„Owajuak“, fragte Mamajuk, „gefällt dir dieses Licht, das man elektrisches Licht nennt? Es ist der Wind, der die eisernen Flügel dort oben auf dem Turm bewegt. Der macht das Licht.“

„Das ist die zweite Sonne“, erwiderte Owajuak.

„Auf dem großen Festland“, fuhr Mamajuk fort, „gibt es viele solche Sonnen. Sie spenden nicht nur Licht, sondern auch Wärme, ja, sie können sogar arbeiten.“

„Was hast du dort noch gesehen?“ interessierte sich der Eskimo.

„Ich habe dort mächtige Kajaks gesehen, größer, als all unsere Jarangas zusammen. Ich habe dort Jarangas gesehen, so hoch wie unsere höchsten Berghänge. Ich habe selbst gehört, wie die Menschen, weit, weit voneinander entfernt, sich unterhalten können, ohne sich dabei zu sehen.“

„Das sind Märchen“, flüsterte jemand in der Ecke.

Owajuak wandte sich um und sah den alten Ilawirnik.

„Schweig, Alter!“ wies ihn der Eskimo zurecht.

„Owajuak“, fuhr Mamajuk fort zu erzählen, „ich habe dort gesehen, wie man Kranke heilt und gesund macht. Solche, die man auf unserer Insel erwürgt hätte.“

„Welch ein Glück für dich, daß du das alles sehen konntest. Ich bin auch glücklich, daß ich dich sehen und deiner Erzählung lauschen kann. Aber was meinst du, könnten wir nicht auch mal dorthin fahren, Nawaluk und ich?“

„Anka hat es uns bereits versprochen. Sobald die Polarnacht zu Ende ist, fliegt ihr dorthin. Nawaluk



wird dort lernen, du aber kehrst wieder zurück. Wenn sie mit dem Lernen fertig ist, kommt sie ebenfalls zurück, und wir werden gemeinsam auf der Insel arbeiten.“

„O Mädchen des Meeres, wie dankbar bin ich dir für alles!“ wandte sich Owajuak an Anka.

„Owajuak, nicht mir sollst du danken“, entgegnete das Mädchen, „sondern den Menschen auf dem Festland, die man Bolschewiki nennt.“

„O Jammer!“ stöhnte in der Ecke Ilawirnik auf. „Welch ein Unheil!“

„Was unkst du da, du alter Kauz?!“ fuhr ihn Owajuak an, vom Bett aufstehend. „Du behauptest, es sind Märchen. Ich aber bin fest davon überzeugt, daß das alles wahr ist. Und darum fort mit dir und deinen Zaubereien!“

Mit diesen Worten packte er den Alten bei der Schulter und stieß ihn aus der Jaranga.

DER BEWOHNER DES LISCHTSCHYNIWSKA-FLUSSARMS

I

Mitte Juli war es drückend heiß und das Wasser im Fluß stark gesunken. Die vier Jungen im Boot, die den Bug hinunterfuhren, bekamen das zu spüren, denn von Zeit zu Zeit liefen sie auf Sand.

Diese vier waren Aljoscha Bajdutschenko und Boris Wiknyna, beide vierzehn sowie Schura Sado-renko und Slawa Suchyj, sie waren erst dreizehn. Sie kehrten von einer Expedition am oberen Flußlauf zurück. In dem Boot, das unter der Leitung von Boris, ihrem Kapitän, gebaut worden war, hatten sie fast achtzig Kilometer auf dem oberen Bug zurückgelegt.

Die Jungen hatten Aljoscha zum Expeditionsleiter gewählt. Schura erfüllte die Aufgaben eines Hydrologen. Er mußte regelmäßig die Wassertemperatur sowie die Tiefe, die Breite und die Geschwindigkeit der Strömung messen. Dazu brauchte er allerlei Gerät: ein Thermometer, Meßplatten, mehrere Leinen, Schwimmkorken, eine Uhr und natürlich ein Paar gute Augen.

Slawa war ihr Biologe. Er angelte und fischte, fing Krebse am Ufer und beobachtete die Vögel.

Boris hatte vollauf zu tun mit seinem „Schiff“. Er war Kapitän und Steuermann zugleich, machte das Segel klar oder zog es ein und sorgte dafür, daß das Boot lief.

Der Expeditionsleiter packte überall mit zu und war gleichzeitig ihr Koch. In diesem Zusammenhang



verwies er immer auf den weltbekannten Polarforscher Roald Amundsen, der auf einer seiner Arktisexpeditionen ebenfalls beide Funktionen, Expeditionsleiter und Koch, erfüllt hatte.

Ihr Boot taufte sie auf den Namen „Sieg“. Wenn sie von ihm sprachen, so hieß es: „Gehen wir an Bord der ‚Sieg‘“, „Heute schlafen wir auf der ‚Sieg‘“, „Morgen geht die ‚Sieg‘ vor Anker“, „Kommt zu uns an Bord der ‚Sieg‘“.

Die „Sieg“ passierte die scharfe Flußbiegung, und vor den Jungen tauchte eine kleine, mit Weidengebüsch bewachsene Insel auf. Seltsamerweise trug sie den Namen Lischtschynowy-(Haselnuß) Insel. Die Insel lag näher zum linken Ufer, und war von ihm nur durch den engen Lischtschyniwska-Flußarm getrennt.

„Lischtschyniwska-Arm!“ meldete der Kapitän. „Noch drei Meilen und wir sind in unserem Heimathafen.“

Tatsächlich, sie hatten noch ungefähr sechs Kilometer zu fahren, dann waren sie zu Hause. Aljoscha gab das Kommando zu einer kurzen Rast auf der Lischtschynowy-Insel. Boris änderte den Kurs, und die Strömung trieb die „Sieg“ auf die Insel zu.

Kurz darauf fuhr das Boot bei der Insel auf Sand auf, und Schura sprang als erster an Land. Ihm folgten die anderen Jungs. An Bord war nur ein einziges Lebewesen zurückgeblieben — ein großer grauer Gänserich. Den Ganter hatten die Jungs in einem Sowchos, wo sie haltgemacht hatten, geschenkt bekommen. Eigentlich war der Gänserich als Verpflegung für unterwegs bestimmt gewesen, jedoch die Jungen beschlossen, ihn lieber für das große Festessen zu Hause aufzuheben.

Bis dahin saß Schnatterich-Nimmersatt — so nannten ihn die Jungen — in seiner Kiste und Slawa als Biologe hatte für sein Wohl zu sorgen.

Die kleine Insel sah einladend aus, schien aber unbewohnt zu sein.

Im Winter jagten hier die Jäger Hasen, und im Sommer wurde sie hin und wieder von Anglern aufgesucht.

Die Jungen beschlossen also, auf der Insel zu rasten, zu baden und ein wenig zu essen.

„Kommt, wir gehen zum Flußarm baden“, schlug Schura vor, „dort ist mehr Sand, und wir können uns schön sonnen.“

Die Jungen waren mit dem Vorschlag einverstanden, doch der kleine blauäugige Slawa beschloß, auf alle Fälle Schnatterich-Nimmersatt mitzunehmen.

„Er kann dort ein bißchen schwimmen und sich Futter suchen“, meinte er.

„Aber paß ja auf, daß er uns im Schilf nicht entkommt“, warnte Boris.

„Es ist doch keine Wildgans. Wir treiben ihn schon wieder ans Ufer und fangen ihn ein.“

Bald lagen sie im Sand und ließen sich, obwohl sie schon braungebrannt waren, weiter von der Sonne bestrahlen. Gleichzeitig beobachteten sie ihren Schnatterich-Nimmersatt, wie er majestätisch und stolz ins Wasser ging und seine Runden schwamm.

Der Flußarm war an die hundertfünfzig Meter lang und etwa fünfunddreißig Meter breit. Die Weiden auf der Insel hingen stellenweise dicht über dem Wasser, und weiter unten, längs der Strömung, zog sich ein Schilfstreifen entlang. An einer Stelle floß das Wasser durch einen engen, aber langen Graben auf das Feld, wo sich schon ein kleiner See,

etwa zehn Meter breit und fünfzehn Meter lang, gebildet hatte.

„Schaut mal, es ist stehendes Wasser“, stellte Schura fest. Er hatte einen Stock in den kleinen See geworfen und beobachtete seinen Lauf. In der Tat, der Stock lag fast bewegungslos auf der Wasseroberfläche.

„Wie kommt denn das?“ wunderte sich Schura. Er richtete sich auf und setzte sich wie ein Türke mit unterschlagenen Beinen auf den Sand.

„Ich kann es euch erklären“, antwortete Aljoscha, der mit zugekniffenem Auge aufmerksam den Flußarm betrachtete. „Durch die Hitze fällt der Wasserspiegel im Fluß, und in der Abzweigung des Flusses wird es immer flacher und seichter. Dort ist fast alles ausgetrocknet, mit der „Sieg“ kommen wir da nicht rein.“

„Wir könnten sie hierher ziehen oder schleppen“, entgegnete darauf Boris.

„Guckt mal, wie erhaben unser Schnatterich schwimmt“, sagte Slawa und lenkte die Aufmerksamkeit der Jungen wieder auf den Gänserich. Sie schauten zu ihm hinüber. Er hatte wirklich nichts Gemeinsames mehr mit einer gemästeten schwerfälligen Gans, so leicht und graziös schwamm er.

„Wie ein Schwan“, rief Slawa begeistert aus. „Wißt ihr was, Jungs, ich schlage vor, wir schlachten ihn nicht zu unserem Festessen und lassen ihn leben.“

„Findest du nicht, daß dein Vorschlag etwas sentimental ist“, widersprach dem Biologen Aljoscha und fügte noch hinzu: „Vielleicht wirst du noch vor lauter Tierliebe ein Vegetarier?“

„Und du könntest Koch werden, da du alles nur

vom Standpunkt der Ernährung aus beurteilt“, sagte verärgert Slawa.

„Schau doch mal, wie schön er ist — unser Schnatterich!“

Schnatterich-Nimmersatt hatte seinen langen Hals ins Wasser gesteckt, als ob er dort unten etwas suche. Blitzschnell war er aber wieder oben, kreischte laut und schlug wild mit den Flügeln. Irgend etwas mußte ihn unter Wassér erschreckt haben. Er versuchte aufzufliegen, versank jedoch immer mehr im Wasser, als ob ihn jemand an den Füßen in die Tiefe zöge. Noch ein Augenblick — und der Gänserich was nicht mehr zu sehen.

Die Jungen sprangen auf und schauten ungläubig auf die Stelle, wo soeben noch ihr Schnatterich-Nimmersatt so majestätisch geschwommen war. Auf der glatten Wasserfläche sah man nur noch Kreise, als ob jemand einen Stein ins Wasser geworfen hätte.

II

„Ich kann mir denken, wer das war“, brach Schura das Schweigen.

Seine Freunde blickten ihn erwartungsvoll an.

„Im Bug soll es einen riesigen Fisch geben“, fuhr der Junge fort, „er kann an die hundert Jahre alt werden. Im vorigen Sommer haben mir die Fischer von solch einem Fisch erzählt, der sogar Kinder anfallen soll.“

„Das sind doch Märchen, die du erzählst“, warf Aljoscha ein.

„Das mit den Kindern ist vielleicht wirklich ein

Märchen, aber daß er auf Enten geht, das hat ein Fischer mit eigenen Augen gesehen.“

Schweigend schauten alle vier wieder aufs Wasser. Es lag ruhig und still, nichts deutete darauf hin, welch eine Tragödie sich hier soeben mit ihrem Schnatterich-Nimmersatt abgespielt hatte. Wer hätte gedacht, daß dort in der Tiefe ein Räuber lauert.

Den Jungen war die Lust zum Baden vergangen. Sie gingen am Ufer entlang und sprachen davon, daß es solche Fischungeheuer im Bug gibt.

„Wie könnte man so ein Riesentier nur fangen?“ wandte sich Aljoscha an Slawa. „Mit dem Netz kaum, das zerreißt es. Man könnte es zwar, wenn wir mehr wären und zwei Netze hätten, versuchen. Wir würden die Netze zu beiden Seiten des Flußarms auswerfen und den Räuber hineinjagen.“

„Vielleicht versuchen wir es, Jungs“, schlug unerwartet Boris vor.

Seine Freunde lächelten nur.

„Was gibt's da zu lachen?“ fragte beleidigt Boris. „Strengt lieber eure Köpfe an. Flußaufwärts kommt so ein großer Fisch nicht durch, da ist fast alles ausgetrocknet. Weiter unten, wo der Flußarm im Fluß mündet, ist es auch zu seicht. Bis zum nächsten Regen also kommt der Fisch hier nicht raus.“

„Ja, wenn es ein Fisch ist...“, meinte Schura nachdenklich.

„Was soll es, deiner Meinung nach, anderes sein?“

„Vielleicht ein Tier, das im Wasser lebt.“

„Na, und was schlägst du vor?“ unterbrach ihn Aljoscha. „Wie willst du es denn fangen?“

„Ich weiß zwar noch nicht wie, aber in erster Linie müssen wir den Flußarm erforschen. Wir holen

unsere ‚Sieg‘ hierher und messen mit Schuryk, wie tief der Arm ist, und prüfen gleich, ob ein wendiger Fisch von hier in den Fluß hinübergleiten kann.“

„Und wenn der Fisch unser Boot umkippt?“ warf Schura ängstlich ein.

„Doch nicht ein Fisch!“ Slawa runzelte die Stirn und zog, verwundert über diese Frage, die Augenbrauen hoch.

„Nicht mal ein Hai im Meer macht das, und du hast Angst vor dem Fisch im Bug.“

Aljoscha überlegte noch eine Weile und schloß sich dann dem Vorschlag von Boris an. Schura hatte zwar noch immer seine Bedenken, aber er schämte sich, seine Freunde im Stich zu lassen.

Zehn Minuten später war die „Sieg“ um die Insel herumgefahren, und der Kapitän steuerte auf den Flußarm zu. Sie kamen aber nicht weit, denn die Einfahrt war völlig versandet — zwei bis drei Zentimeter war das Wasser hier nur noch hoch. Das gleiche Bild bot sich den Jungen bei der Ausfahrt. So waren sie gezwungen, das Boot zu entladen und es über den Grund zu ziehen. Das machte ihnen nicht viel Mühe, da das Wasser bald wieder tiefer wurde und sie ihre Fahrt fortsetzen konnten. Mit einer gewissen Vorsicht und tief verborgenem Mißtrauen maß Schura mit einer Latte die Tiefe. Das Wasser war hier ungefähr anderthalb Meter tief. An einer Stelle stießen sie auf ein Wasserloch von zwei Meter Tiefe, und dort, wo der Gänserich untergegangen war, zeigte die Latte sogar drei Meter. Boris machte den Vorschlag, an dieser Stelle mit den Rudern aufs Wasser zu klatschen, um den Raubfisch aufzuscheuchen.

„Wir treiben ihn ins Flache“, sagte er. „Dort ist das Wasser so klar, daß man bis zu einem Meter tief hinunterschauen kann. Vielleicht können wir ihn dann sehen.“

„Wißt ihr was“, sprach Aljoscha, „einer von uns müßte am kleinen See bleiben. Wenn wir hier den Fisch aufschrecken, wird er bestimmt versuchen, in den kleinen See zu entkommen. Also Kurs aufs Ufer, Kapitän!“

Sie setzten Slawa am Graben ab, der den kleinen See mit dem Flußarm verband. Der Junge wählte sich einen Beobachtungsposten an einer Stelle, wo das Wasser nur einen halben Meter tief und so klar war, daß er die kleinen Fische spielen sehen konnte.

Das Boot aber fuhr zum Flußarm zurück, und bald machten die drei Jungen mit Rudern und Latten, die sie aufs Wasser klatschten, solch einen Lärm, daß der aufgeschreckte Fisch bestimmt von Ufer zu Ufer hetzte.

Pausenlos schlugen die Jungen im Boot weitausholend mit den Rudern aufs Wasser und stocherten mit der Latte auf dem Grund herum. Dabei wechselte ihr Boot ständig den Standort, mal näherte es sich dem Ufer, mal fuhr es zurück zur Mitte des Armes. Meistens aber hielten sie sich bei den tieferen Stellen auf, die Einfahrt zum Graben, wo Slawa seinen Beobachtungsposten bezogen hatte, mieden sie bewußt. Der Lärm schien erfolgreich zu sein: bald sah Slawa, wie einige nicht sehr große Fische vom Flußarm in den kleinen See flohen.

Etwa zwei Stunden dauerte diese Jagd, doch kein einziger großer Fisch kam durch den Graben. Schura weigerte sich, weiter Krach zu schlagen —

er hielt das ganze Unternehmen für aussichtslos — und warf das Ruder hin.

„Schluß! Mir reicht's! Ich habe euch doch von Anfang an gesagt, daß es sinnlos ist.“

Jedoch Aljoscha und Boris hörten nicht auf ihn und machten weiter. Sie ruderten wieder zu den tiefen Stellen.

„Ich wette, daß ihr hier nichts rausholt“, fügte Schura noch hinzu.

„Gut, wetten wir“, erwiderte Aljoscha. „Wenn wir gewinnen, dann nimmst du ein schönes Bad, verlieren wir, so kannst du mich ins Wasser werfen.“

„Abgemacht.“

In diesem Augenblick blickte Boris kurz zum Ufer hinüber und sah, wie sich Slawa mit ausgebreiteten Armen und zu Fäusten geballten Händen über den Graben beugte und ins Wasser starrte, als ob er dort etwas beobachtete.

Die Jungen hörten sogleich auf Lärm zu machen und zu streiten. Slawa mußte etwas Interessantes entdeckt haben. Und als er, ohne den Blick vom Graben zu wenden, zwei oder drei Schritte zurücktrat, konnte sich Aljoscha nicht mehr beherrschen und rief zu ihm hinüber, ob etwas durchgekommen sei. Slawa machte ihnen ein Zeichen, daß sie langsam ans Ufer rudern und zu ihm kommen sollen. Bald waren sie bei Slawa und sahen im Graben nur trübes, aufgewühltes Wasser.

„Ich weiß nicht, was das war“, berichtete aufgeregt Slawa, „aber es muß an die fünf Meter lang sein. Es kann hier nicht schwimmen, ich sah nur, wie sich etwas auf dem Grund bewegte und dann stieg diese Schlammwolke auf. Es hat sich hier durchgewälzt und ist in den See entwischt. Ich habe nur

seinen großen, stacheligen Schwanz erkennen können. Jetzt ist das Tier oder der Fisch im See.“

„Vielleicht ist es ein Reptil aus der Steinzeit?“
fragte erschrocken Schura.

III

Der erste Teil der Aufgabe war erfolgreich gelöst: das geheimnisvolle Ungeheuer aus dem Lischtschyniwska-Flußarm hatten die Jungen in den See getrieben. Nun brauchten sie es nur noch zu fangen. Das aber war der schwerste Teil der Aufgabe, da es wieder in den Flußarm entweichen könnte.

Schweigend saßen alle vier am Ufer und dachten angestrengt nach. Nach einer Weile standen sie auf, gingen um den See herum und setzten sich wieder. Aljoscha brach als erster das Schweigen.

„Jungs, ich denke, wenn wir es schon hierher gejagt haben, müssen wir es auch fangen. Wir könnten es mit einem Speer oder einer Heugabel jagen und aufspießen.“

Aljoscha brannte am meisten darauf, den Fisch zu fangen, aber ihm fiel nichts Gescheites ein. Endlich kam er auf die Idee, daß man die Fischer aus ihrer Siedlung zu Hilfe rufen könnte. Aber davon wollte Boris nichts wissen. Er meinte, sie könnten es selber schaffen. Dem Bootsbauer und dem Kapitän der „Sieg“ vertraute sogar Schura. Aber auch Boris wußte im Moment noch nicht, wie sie das bewerkstelligen könnten. Nachdem er einige Male um den See herumgegangen war, wandte er sich schließlich an Schura:

„Versuch doch mal auszurechnen, wieviel Wasser... in Kubikmetern im See sein könnte.“

„Wozu?“

„Bitte tu das erst mal, später sage ich dir wozu. Und wir“, er wandte sich an Aljoscha und Slawa, „versperren inzwischen mit dem Boot den Ausgang.“

Zu dritt stiegen sie ins Boot und ruderten zum Graben. An manchen Stellen war das Wasser nur neunundvierzig Zentimeter tief. Sie drehten das Boot quer zum Ufer und füllten es mit Wasser, bis es fest auf dem Grund saß. Durch diese Sperre würde kein großer Fisch durchkommen. Schura hatte das Wasservolumen ausgerechnet. Er hatte herausbekommen, daß der See über 14,5 Meter lang und über 10,5 Meter breit war. Er nahm an, daß der See im Durchschnitt zwei Meter tief ist, in Wirklichkeit aber war die Grube flacher. Schura multiplizierte diese Zahlen und bekam als Ergebnis 304,5 Kubikmeter Wasser. Ein Kubikmeter entspricht bekanntlich 1000 Litern, in einen Eimer aber gehen etwa 8 Liter Wasser hinein.

Schura nahm die gerade Zahl 8 und rechnete aus, daß im See etwas mehr als 38000 Eimer Wasser sind. Er teilte das Resultat seiner Berechnungen den Jungen mit. Erst jetzt verriet Boris ihnen seinen Plan.

„Zuerst bauen wir am Graben einen richtigen Damm, der kein Wasser durchläßt, und dann schöpfen wir den See aus. 38000 Eimer schaffen wir in 7 Tagen. Durch eine Rinne leiten wir das Wasser aus dem See in den Flußarm ab.“

Seit dem Vorfall mit Schnatterich-Nimmersatt und dem rätselhaften Fisch waren einige Tage vergangen. Am Ufer des Lischtschyniwska-Flußarms hatte sich eine Menge Schaulustiger — Kinder und Erwachsene eingefunden. Sie verfolgten voller Neugierde die Arbeit der vier Jungen. Mit dem Dammbau waren sie schon fertig, so daß praktisch kein Wasser mehr in den See fließen konnte. Nun gingen sie daran, die Grube, die sie See nannten, auszuschöpfen. Sie schöpften und schöpften und in der ganzen Zeit deutete nichts darauf hin, daß hier irgendwo dieses Ungeheuer war. Fischer, die zu ihnen kamen, boten ihre Dienste an. Sie wollten den Fisch mit dem Netz herausholen oder mit der Gabel fangen und töten, aber die Jungen lehnten kategorisch ihre Hilfe ab.

Bei der Arbeit rätselten sie oft herum, was das für ein Fisch sein könnte. Schura blieb bei seiner Annahme:

„Ihr könnt mir glauben“, versuchte er sie zu überzeugen, „es ist ein prähistorisches Tier aus der Zeit der Ichthyosaurier. Es wäre ein wunderbares Geschenk für unsere Wissenschaftler.“

Dieser Meinung schloß sich auch bald Slawa an. Zu zweit schrieben sie einen Brief über diesen rätselhaften Fisch an die Akademie der Wissenschaften. Aljoscha und Boris glaubten daran nicht und weigerten sich, diesen Brief zu unterschreiben. Sie waren vorsichtiger mit ihren Vermutungen. Sie meinten, es könnte eher ein großer Seefisch oder ein Meerestier sein, das sich flußaufwärts hierher

verirrt hatte. Boris war vollauf damit beschäftigt, eine Wasserausschöpftechnik zu entwickeln. Aljoscha arbeitete auch an diesem Problem, und bald hatte er ein ausgezeichnetes Stellsystem für jeden einzelnen beim Wasserausschöpfen erfunden.

Sie arbeiteten immer paarweise. Einer schöpfte Wasser, der andere goß es aus, dabei wechselten sie sich ständig ab. Trotzdem ging die Arbeit sehr langsam voran. Erst als Boris eine Handpumpe baute, bemerkten sie noch am selben Tag, wie schnell das Wasser in dem kleinen See abnahm. Durch den Damm sickerte langsam Wasser durch, doch die Jungen pumpten es viel schneller ab, als es eindrang.

Mit jeder Arbeitsstunde sank merklich der Wasserspiegel, jedoch von dem Ungeheuer war keine Spur zu entdecken.

Schura wollte schon mehrmals alles hinwerfen und schlug vor, diese, wie er meinte, „unnütze“ Arbeit zu beenden. Aljoscha stritt mit ihm eine Weile, Boris aber pumpte schweigend weiter. Als sie den See fast ausgepumpt hatten, brachte man ihnen eine Zeitung aus der Siedlung.

In der Zeitung standen zwei Meldungen, die die Jungen aufgeregt lasen. In der ersten Meldung handelte es sich um den Brief von Schura und Slawa, den sie an die Akademie geschrieben hatten. Sie erfuhren, daß ein Ichthyologe zu ihnen unterwegs ist, der ihre Angaben an Ort und Stelle überprüfen soll. Die zweite Meldung war eine Wettervoraussage, die für die nächsten Tage starke gewittrige Schauer ankündigte. Der erste Bericht freute sie, der zweite beunruhigte sie sehr. Wenn es regnete, würde der Wasserspiegel im See und im Fluß wieder steigen.



Die Wassermassen würden auch ihren Damm durchbrechen. Sie beschlossen, abwechselnd die ganze Nacht hindurch zu arbeiten.

Am nächsten Morgen war es unerträglich schwül. Ein fremder Fischer sagte den Jungen, daß ein Gewitter im Anzug ist.

Der See war jetzt nur noch eine kleine Pfütze. Die Pumpe sog noch das letzte Wasser ab, die Arbeit war beendet. Jedoch noch immer war kein Fisch zu sehen, sie hatten keine Lust mehr weiter zu arbeiten. Müde und erschöpft von der schlaflosen Nacht, pumpten sie langsam, rein mechanisch.

Am Nachmittag legte ein Boot an der Lischtschynowy-Insel an, aus dem zwei Männer ausstiegen. Sie schritten durch das Feld zum See. Etwa zur gleichen Zeit hatten sich wieder ein paar Neugierige am See eingestellt und machten sich über die Jungen lustig. Ein Spaßvogel fragte sie, ob sie etwa auf dem Grund der Pfütze einen Haifisch suchen. Boris pumpte noch einige Male — die Ventile saugten kein Wasser mehr ab — und ließ hilflos die Arme sinken. Vor ihm lag nun eine große tiefe Grube, deren Grund mit dickem Schlamm bedeckt war. In kleinen Pfützen stand trübes Wasser. Auf dem Grund des Sees zappelte kein einziger Fisch. Die Jungen betrachteten schweigend dieses Bild. Sogar die, die gerade noch über die Jungen gespottet hatten, verstummten und empfanden Mitleid mit den zutiefst enttäuschten Jungen.

Da traten die beiden Männer, die mit dem Boot gekommen waren auf sie zu. Einer war ein Fischer aus dem Nachbardorf, den anderen kannte niemand.

„Wer sind Schura Sadorenko und Slawa Suchyj?“

fragte der Unbekannte. „Ich komme wegen ihres Briefes aus der Stadt“, erklärte er.

Die Jungen errieten sofort, daß es der Ichthyologe aus der Stadt sein mußte.

Als Schura das hörte, wurde er rot vor Verlegenheit und sprang kurz entschlossen in die Grube, um angeblich den Schlauch an eine andere Stelle zu ziehen. Er versank fast bis an die Knie im Schlamm.

„Guckt mal, was für ein seltsames Tierchen!“ machte sich jemand aus der Menge über Schura lustig.

Plötzlich schrie Schura laut auf:

„Au-au!“

Im ersten Augenblick dachten alle, die am Rande der Grube standen, daß er auf etwas Spitzes getreten sei oder daß sich ein Blutegel an seinem Bein festgesaugt hätte. Doch dann sahen sie, daß sich im Schlamm, nur wenige Schritte vor dem Jungen, etwas bewegte.

Ein riesiges Tier lag fast völlig unter dem Morast begraben. Nur der mächtige Kopf mit zwei großen hervorstehenden Augen und langen Fühlern ragte aus dem Schlamm. Ohne lange zu überlegen, sprang Aljoscha mit einem Messer in der Hand in die Grube, um seinem Freund zu helfen. In der einen Hand hielt er das Messer, die andere streckte er Schura hin, um ihn aus dem Schlamm zu ziehen. Beide hielten sich an dem Schlauch fest, an dem man sie herauszog.

Nun eilten alle, auch die Spötter, ihnen zu Hilfe. Jetzt konnten sich alle davon überzeugen, daß die Jungen nicht umsonst den See ausgepumpt hatten. Dort im Schlamm lag tatsächlich ein Riesenfisch.

Sein blauschwarzer Rücken, der an den Seiten grünlich schimmerte, war jetzt deutlich zu erkennen. Ab und zu sperrte er sein breites Maul auf. Sein Maul schmückten etliche weiße und schwarze Schnurrbarthaare.

Er war ungefähr vier Meter lang. Seine Breite war schwer zu bestimmen, aber ein Mensch könnte ihn kaum mit den Armen umfassen.

Plump und schwer, bewegte er sich nur langsam vorwärts. Nun, da der Fisch im Schlamm lag, stellte er keine große Gefahr mehr dar. Der Ichthyologe war hell begeistert von diesem Exemplar.

„Bravo, Jungs!“ rief er ihnen zu. „Das ist ein Wels. Ein Riesenwels. Solch einen fängt man nicht alle Tage.“

„Und wie kriegen wir ihn raus?“ fragte jemand.

„Den bekommen wir schon raus“, versicherte der Ichthyologe. „Er wird das Bassin in unserem Zoologischen Garten schmücken. Schaut mal, außer ihm gibt es hier keinen einzigen Fisch. Bestimmt hat er alle aufgefressen.“

Jetzt galt es so schnell wie möglich, den Riesenwels noch vor dem Regen aus dem Wasser zu holen. Das war nicht mehr so schwer, denn die vier Enthusiasten hatten genug Helfer, so an die fünfzehn Kinder und Erwachsene. Der Ichthyologe übernahm das Kommando. Zuerst wurde das Boot ans Ufer gezogen. Man entfernte die Sitzbretter und füllte das Boot mit Wasser. Dann nahmen sie ein Tau, knüpften Schlingen, und die Mutigsten stiegen in die Grube. Es gelang ihnen, den Schwanz und den Kopf des Welses in die Schlinge zu bekommen. Der Riese war etwa dreihundert Kilo schwer, aber alle gemeinsam schaff-

ten es, ihn fast unversehrt ins Boot zu transportieren. Kaum hatten sie den Wels im Boot, da durchschnitt ein zuckender Blitz eine dunkle Wolke. Gleich darauf donnerte es.

Der Wind fuhr in das Schilf und in die Weiden, drückte sie nieder, wirbelte die trockenen Halme auf dem Feld auf und trieb die Wellen auf dem Fluß vor sich her. Alle, die am Ufer waren, flüchteten in die Schilfhütte, die die Jungen gebaut hatten.

SCHAMBA

DER JUNGE VOM MEERESGRUND

In den Ferien fuhr ich nach Abchasien. Das ist ein kleines Bergland im Kaukasus, an der Schwarzmeerküste. Dort verbrachte ich den ganzen Tag am Strand, badete von früh bis spät und sonnte mich.

Eines Tages kletterten mein Freund und ich auf einen großen Stein. Auf dem Felsen fanden wir einen Stock. Ich hob ihn auf und warf ihn ins Meer. Der Stock fiel zwischen dem Stein und einem großen Boot, das dort vor Anker lag, ins Wasser. Wir blickten uns erstaunt an.

„Das sehe ich zum ersten Mal“, sagte mein Freund, „daß Holz untergeht.“

Es vergingen noch einige Minuten, doch der Stock tauchte nicht auf.

„Da!“ rief plötzlich mein Freund.

Ich schaute ihn an,— er hatte den Hals weit vorgestreckt und starrte aufs Meer hinaus. In der Nähe des Steins ragten zwei Hände aus dem Wasser. Die eine hielt unseren Stock. Verwundert betrachteten wir diese Hände. Um sie herum stiegen Luftblasen auf. Es verging eine Minute. Die linke Hand übergab den Stock der rechten. Dann erschien auf der Wasseroberfläche ein kurzgeschorener Kopf. Der unbekannte Junge stand bis zum Hals im Wasser. Die Tauchermaske verbarg Nase und Augen. Er stand eine Weile da, winkte uns freundlich zu und kam langsam aus dem Wasser zum Ufer. Eine dicke schwarze Schnur schleifte hinter ihm her.



Der Junge trat auf uns zu, begrüßte uns und fragte: „Warum habt ihr so einen schönen Stock ins Wasser geworfen?“

„Wir dachten, er ist aus Holz“, antwortete ich.

„Er ist natürlich aus Holz“, erwiderte der Junge. „Es ist Buchsbaum. Buchsbaum ist schwerer als Wasser. Dieser Baum wächst bei uns in Abchasien.“

„Hör mal, wohnst du vielleicht dort?“ wandte sich mein Freund an den Jungen und zeigte aufs Meer hinunter.

Der fremde Junge lachte auf und erzählte uns, daß von dem großen Boot Taucher ins Meer gelassen werden. Sie sammeln Austern auf dem Meeresgrund, die die Menschen gern essen. Sein Onkel würde auf dem Boot als Taucher arbeiten. Heute hätte er seinem Neffen erlaubt, mit Taucherausrüstung einen Unterwasserausflug zu machen. Als ich den Stock ins Wasser geworfen hatte, wäre er unmittelbar vor ihm auf dem Meeresgrund gelandet.

So machten wir uns bekannt.

Der Junge hieß Schamba.

DER HABICHT

Am nächsten Morgen lief ich zur Chaussee. Hinter den Bergen ging die Sonne auf. Ihre ersten Strahlen spielten in den taubenetzten Gräsern. Da sah ich Schamba. Er kam mit seinem Onkel auf mich zu. Der untersetzte Taucher trug ein Netz, und sein Neffe hielt ein Vogelbauer in der Hand. Im Bauer saß ein Vogel, etwas größer als ein Spatz. Das war ein langschwänziger Raubwürger.

„Komm mit“, bot mir Schamba an.

„Wir gehen auf Vogelfang“, erklärte der Taucher und gab mir die Hand.

Ich war einverstanden und schloß mich ihnen an. Als wir aus dem Dorf hinaus waren, bogen wir auf einen Seitenpfad ein, der durch die Felder führte. Bald erreichten wir einen Hügel, auf dem Gesträuch wuchs. Hier stellten die Vogelfänger ihr Netz auf und ließen den Raubwürger an einer langen am Bein befestigten Schnur aus dem Bauer.

Wir versteckten uns im Gebüsch.

„Das ist unser Köder“, erklärte mir Schamba und zeigte auf den Raubwürger mit seinem scharfen Schnabel.

Wir lagen unbeweglich und lauerten auf die Beute. Der Raubwürger flog dicht über der Erde, so weit es ihm die Schnur erlaubte. Es mochte eine Stunde vergangen sein. Wir konnten schon nicht mehr ruhig liegen, da bemerkte ich einen Habicht in der Luft. Er jagte einem Vogel nach, der ganz niedrig über der Erde flog und ihm zu entrinnen versuchte. Der Habicht stieg auf, um sich kurz darauf wie ein Pfeil auf den Flüchtling zu stürzen. Jedoch dem Vogel gelang es, im Gestrüpp zu entkommen.

Im gleichen Augenblick aber hatte der Greifvogel unseren Köder entdeckt. Der Habicht schwang sich steil in die Höhe und fiel wie ein Stein auf unseren Lockvogel. Und schon hatten die Vogelfänger das Netz über den Habicht geworfen.

„Gefangen!“ rief freudig Schamba und befreite schnell den Raubwürger aus den Krallen des Habichts. Der Lockvogel war fast unversehrt, abgesehen von ein paar kleinen Kratzern und ein paar Federn, die er beim Überfall verloren hatte.

Der Gefangene besaß aschgraue Rücken und Flügel. Sein Bauch war weiß, von schmutzig-blaßroten Streifen durchzogen. Sein Schwanzende war weiß gesäumt. Er hatte sich mit den Krallen im Netz verwickelt, schlug mit den Flügeln und krächzte heiser.

„Wozu braucht ihr den Habicht?“ fragte ich Schamba.

„Um ihn für die Wachteljagd abzurichten“, erklärte er.

DAS MEERESUNGEHEUER

Unmittelbar am Ufer war ein Boot festgemacht. Von diesem Boot aus angelten wir. An den kleinen Hacken bissen nur kleine Fische an.

Einmal brachte Schamba einen großen Angelhaken mit, befestigte ihn an die Angelschnur, steckte einen Köder auf und warf ihn aus. Lange wartete er auf einen Biß. Von Zeit zu Zeit zuckelte es an der Pose. Schamba zog, doch kein Fisch biß an.

Wir fingen sehr viel Kleinzeug. Doch Schamba gab nicht auf: er wartete geduldig auf einen großen Fisch. Wir lachten und machten uns über ihn lustig, daß er den ganzen Tag hier sitzen wird, bis sich vielleicht ein kleines Fischlein an seinen Hacken verirrt.

„Lacht nur“, entgegnete Schamba, „während ihr zehnmal zehn kleine Fischlein fangt, hole ich einen großen Fisch heraus, eine Flunder.“

Bald fing die Sonne an zu brennen, und wir wollten schon unser Angelzeug einpacken, als es an

der Angelschnur von Schamba stark zuckte. Der Junge verlor das Gleichgewicht und plumpste ins Wasser. Wir waren sofort auf den Beinen. Das muß ein ganz großer Fisch gewesen sein, der angebissen hatte, wenn er sogar den Jungen mit sich ziehen konnte. Schamba ließ die Angelschnur los und klammerte sich an der Boots-kante fest. Zum Glück war die Schnur mit einem Ende an der Boots-kante befestigt, sie war straff gespannt wie eine Saite.

„Holt die Schnur ein!“ rief uns Schamba zu. Wir packten die Angelschnur und zogen langsam. In der Tiefe zuckte und peitschte ein großer Fisch.

Da holte Schamba tief Luft und tauchte hinunter zu seiner Beute. Der Fisch leistete heftigen Widerstand. Wir hatten Angst, daß er uns auch ins Wasser ziehen könnte, wickelten aber die Angelschnur weiter auf.

Schnell war Schamba wieder aufgetaucht und schrie uns aufgeregt zu: „Einen Teufel haben wir am Haken!“ Wir verstanden gar nichts mehr. Schamba kletterte ins Boot und griff nach den Rudern. Im gleichen Augenblick erschien auch schon auf der Wasseroberfläche der Kopf eines riesigen Fisches. Schamba beugte sich rasch nach vorn, hob das Ruder und betäubte den Fisch mit einem Schlag.

„Paß auf! Halt dich fest!“ rief einer von uns ihm zu.

Wir zogen nun mit aller Kraft an der Schnur, bis wir endlich etwas Schreckliches ins Boot zogen. Es war ein richtiges Ungeheuer, etwa ein Meter lang, mit rundem Kopf und herunterhängendem Kiefer, mit großen hervorquellenden Augen und von allen Seiten umgab es ein mächtiger Stachelpanzer.

In seinem weitaufgerissenem Maul war noch der Schwanz eines kleineren Fisches zu sehen.

„Das ist ein Seeteufel“, erklärte uns Schamba, als das Untier schon im Boot lag.

Zuerst hatte wirklich eine Flunder angebissen, dann kam dieser Seeteufel, verschlang die Flunder und geriet so mit ihr in unsere Hände.

Wir brachten den Seeteufel in die Küche. Dort wurde er gebraten, und wir verspeisten ihn mit großem Appetit.

SCHAMBAS PFERD

Dieses Pferd hatte Schamba selbst aufgezogen. Es war ein kleines Bergpferd. Es trug seinen Reiter sicher auf den schmalsten Bergpfaden, an tiefsten Schluchten vorbei. Als Schamba zehn Jahre alt war, hatte es ihm der Kolchos zur Pflege anvertraut. Damals war es noch ein Fohlen. Seitdem sind vier Jahre vergangen. Jetzt trifft man Schamba nicht selten hoch zu Pferde.

Fremde finden nichts Besonderes an diesem Pferd, denn es ist nichts Auffallendes an ihm. Aber dieses Pferd hatte einmal Schambas Vater das Leben gerettet.

„Mein Vater“, erzählte Schamba, „ritt einmal auf einem Bergpfad. Es war gerade die Zeit der Bärenjagd. Plötzlich sprang ein verwundeter Bär mit großen Sätzen auf den Reiter zu und versperrte ihm drohend den Weg. Da wich das Pferd mit einem Sprung in den Wald aus und trug seinen Reiter wie der Wirbelwind den Berghang hinauf. Der Bär nahm



die Verfolgung auf. Der Vater ritt tief über den Rücken des Pferdes gebeugt, um sein Gesicht vor den herunterhängenden Ästen und Zweigen zu schützen. Unter den Hufen des Pferdes rutschte Erde weg, knackte Holz, bröckelte Gestein ab und rollte ins Tal hinab. Die Jäger hatten zwar gesehen, wie das wütende Tier den Reiter verfolgte, sie wagten jedoch nicht zu schießen, weil sie Angst hatten, sie könnten den Bären verfehlen und den Reiter oder sein Pferd treffen. Inzwischen aber jagte das Pferd so schnell davon, daß der Bär bald zurückblieb.“

FÜNFZEHN REITER

Nicht weit von den alten Ruinen entfernt, fand ein großes Volksfest statt. Viele Menschen hatten sich auf einer großen Wiese zusammengefunden. Unter einer tausendjährigen Platane spielte das Orchester zum Tanz, und viele Paare drehten sich lustig auf der Wiese.

In der Ferne zeichneten sich hohe Berge mit ihren schneebedeckten Gipfeln ab.

Um den Festplatz herum sollte auch ein Pferderennen stattfinden. Am Rennen nahmen 15 Pferde teil. Jeder junge Reiter startete unter einer Nummer, die am Rücken befestigt war.

An dem Wettkampf sollte auch Schamba teilnehmen, aber ich konnte ihn nirgends entdecken.

Das Rennen begann. Ein Reiter nach dem anderen galoppierte vorüber: der erste, zweite, dritte, vierte... Auch unter ihnen war Schamba nicht. Der achte Reiter, in einem roten Baschlyk *, preschte wie der

* Wollkapuze.

Wind vorbei, gleich drei überholend. Mit anfeuernden Rufen und Pfiffen jagte der Dreizehnte mit einem Filzhut vorüber. Erdklumpen flogen nach allen Seiten. Und da sehe ich auch schon meinen Freund. Er hat die Startnummer 9 und ist mächtig zurückgefallen. Er ist der letzte. Sein Pferd trabt allzu ruhig seine Runden, und ich begann um Schamba zu bangen.

Ich verlor die Reiter aus den Augen. Laut Wettkampfbestimmung mußten sie 10 Runden laufen.

Schamba blieb weiterhin zurück. In der fünften Runde hatte der Reiter mit dem roten Baschlyk alle überholt und lag an der Spitze. An zweiter Stelle lag der Reiter mit dem Filzhut. Ich war aufgeregt und zugleich empört über Schambas Pferd, das so ruhig hinterhertrottete. Als der rote „Baschlyk“ an der Tribüne vorüberjagte, wurde er mit begeisterten Zurufen begrüßt. Über Schamba machte man sich nur lustig.

Und da — wir trauten unseren Augen nicht — begann Schambas Pferd merklich aufzuholen. Der Junge lag fast auf der Mähne des Pferdes. Und da hatte er auch schon den ersten Reiter überholt. In der nächsten Runde lag schon der „Filzhut“ vor dem roten „Baschlyk“ in Führung. Aber bald hatte Schamba auch diese beiden eingeholt. Tausende Augen verfolgten voller Spannung den Kampf.

Achte Runde. Der Reiter im Filzhut trieb sein Pferd nicht mehr mit Zurufen an. Sein Pferd war auf einmal zurückgeblieben. Es lahmt auf einem Bein. Da hatte auch schon Schamba den roten Baschlyk eingeholt. Neunte Runde. Noch eine Runde — und alles ist entschieden. In Erwartung der

Kampfergebnisse war die Menge verstummt. Die schäumenden Pferde liefen Kopf an Kopf. Mir schien, daß Schambas Pferd eine halbe Fingerlänge vor dem anderen Pferd lag. Doch da geschah etwas Schreckliches: Schamba flog aus dem Sattel ins Gras, wo ein alter Birnbaum stand. Auch der Sattel hatte sich gelöst und lag mitten auf der Bahn. Das Pferd aber lief wie ein Pfeil weiter und ließ den roten Baschlyk hinter sich zurück.

Wir eilten zu Schamba. Er richtete sich auf und setzte sich gleich wieder. Der Junge hatte ein paar Beulen abgekriegt, ansonsten war er mit heiler Haut davongekommen. Er war vom Pferde gestürzt, weil die Sattelgurte gerissen waren.

In diesem Augenblick hörte man Pferdegetrappel: Schambas Pferd lief ohne Reiter die elfte Runde. Dann blieb es wie angewurzelt vor Schamba stehen und wieherte. Es war der Sieger.

Unter der tausendjährigen Platane erklang Musik.

DIE WACHTELJAGD

Es war noch sehr früh, über den Bergen rötete sich nur ein wenig der Himmel, als wir aufbrachen. Auf Schambas Handrücken saß der Habicht. Zwei Wochen hatte Schamba den Greifvogel mit Eiern und Fleisch gefüttert. Der Junge hatte auch streng darauf geachtet, daß das Futter ungesalzen war, denn Salz vertragen diese Vögel nicht. Schamba hatte den Greifvogel bereits für die Wachteljagd abgerichtet. An seinem Schwanz war ein kleines Glöckchen

befestigt. Der hungrige Habicht saß aufgeplustert und krächzte von Zeit zu Zeit.

„Wachteln fliegen tief über der Erde“, erklärte Schamba, „sie sind eine leichte Beute für den Habicht, da sie zu schwer sind, die gefräßigen Kornpikker, um höher zu fliegen.“

Wir gingen durch das Feld. Schambas Hund begleitete uns. Plötzlich flogen direkt vor unseren Füßen zwei Wachteln auf. Sie flogen schwerfällig dicht über der Erde. Im gleichen Augenblick ließ Schamba seinen Habicht auf sie los. Der Beizvogel stürzte sich blitzschnell auf eine Wachtel und war mit seinem Opfer im dichten Gras verschwunden.

Zu uns drang nur das Läuten des Glöckchens. Das war unser Habicht, der mit seiner Beute beschäftigt war. Wir liefen rasch auf das Läuten zu. Schamba packte mit einem Griff den befiederten Jäger, entriß ihm die Wachtel und steckte sie in seinen Sack.

Bis zum Mittad durchstreiften wir das Feld. Der Hund scheuchte die Wachteln auf, und der Habicht fing sie geschickt. Wir brachten den ganzen Sack voller Wachteln mit nach Hause.

STURM AUF DEM MEER

Tags zuvor hatten wir die Erlaubnis bekommen, aufs Meer angeln zu fahren. Wir hatten ausgemacht, noch im Morgengrauen aufzubrechen und weit hinauszufahren.

Als es kaum dämmerte, standen wir schon am Ufer. Tosend überspülten die Brandungswellen den

Strand. Es war windstill. Wir stießen das Boot ins Wasser. Zwei ruderten und der dritte steuerte. Wir waren schon weit draußen auf dem Meer, als es erst richtig hell wurde.

Der hohe Wellengang behinderte uns beim Angeln. Die Sonne hatte sich hinter den Wolken versteckt. Wir fuhren immer weiter aufs Meer hinaus. Da kam Wind auf, und die Wellen wurden immer größer. Der Wind brach die Schaumkronen der Wellen. Bald wurde unser Boot hochgehoben, bald von dem Wellenberg wieder hinuntergestoßen.

Wir verstanden, daß ein Sturm im Anzug ist und nahmen sogleich Kurs auf das Ufer. Wir waren schon so weit vom Ufer entfernt, daß wir nur noch die Häuser erkennen konnten, die Menschen am Ufer nicht mehr.

Die Wellen wurden immer höher und höher. Sie überspülten das Boot und füllten es mit Wasser. Wir fuhren gegen den Wind und kamen nur sehr langsam vorwärts. Kein einziges Schiff, kein einziges Boot war auf der stürmischen See zu sehen. Wir fühlten uns hilflos wie in einer Wüste. Vom Rudern hatten wir Blasen an den Händen, doch keiner achtete darauf.

Eine Stunde war vergangen. Unser Boot näherte sich langsam dem Ufer. Man konnte schon die Menschen auf der Terrasse eines kleinen Häuschens deutlich erkennen. Meterhohe Brandungswellen schlugen an das Ufer, überrollten Bäume und Sträucher und rissen sie nicht selten mit sich ins Meer. Wir beobachteten voller Furcht das brandende Meer und wagten es nicht, uns dem Ufer zu nähern. Selbst wenn wir es gewollt hätten, hätten wir das Ufer bei dem Sturm nicht erreicht. Die mächtigen

Wellen rollten mit solch einer Kraft zurück, daß wir ihnen hilflos ausgeliefert waren.

Die Menschen am Ufer riefen uns etwas zu, jedoch die tobende See verschluckte ihre Stimmen. Der Wind wurde noch stärker. Es begann zu tröpfeln.

DER SCHWIMMER

Meine Freunde und ich waren schon ganz erschöpft. Unsere Finger waren klamm, wir froren und klapperten vor Kälte mit den Zähnen. Wir waren verzweifelt. Noch einige Minuten, und wir würden die Ruder ins Meer werfen. Wir hatten keine Kraft mehr, gegen die stürmische See anzukämpfen. Am Ufer mußte man unsere ausweglose Lage erkannt haben. Man eilte geschäftig hin und her. Später erfuhren wir, daß man einen berittenen Boten zur Rettungsstation, die zehn Kilometer entfernt war, geschickt hatte. Und als wir schon jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatten und die Ruder sinken ließen, bemerkten wir, wie jemand vom Ufer in die schäumende See sprang. Er hatte den richtigen Augenblick abgepaßt. Nur der Bruchteil einer Sekunde — und eine neue Welle hätte ihn auf das steinige Ufer zurückgeworfen. Er war untergetaucht, und eine halbe Minute später tauchte sein Kopf auf einem Wellenkamm auf, schon ziemlich weit vom Ufer entfernt. Dann geriet er in einen Sog und wurde nach unten gerissen, jedoch bald tauchte er wieder auf. Wir ahnten, dieser Schwimmer eilte uns zu Hilfe. Er glitt geschickt durch die hohen schaubedeckten Wellen. Bald hatte uns der

Schwimmer erreicht, und als unser Boot wieder von einer Welle hochgehoben wurde, ergriff er schnell den Bug und zog sich hoch. Der Schwimmer war Schamba. Um seine Taille hatte er eine Schnur gewickelt. Sie war mit einem Seil vom Ufer aus verbunden. Und damit dieses Seil nicht unterging, hatte man an ihm Schwimmkorken befestigt. Der Junge machte nun die Schnur an der Spitze des Bootes fest und gab mit der Hand den Menschen am Ufer ein Zeichen. Sofort zogen etwa zwanzig Menschen an dem Seil und das Boot schwamm dem Ufer zu.

„Haltet euch fest!“ rief uns Schamba zu und suchte mit uns Halt auf der Ruderbank. Eine Welle hatte wieder unser Boot erfaßt und schleuderte es in einen Strudel. Im nächsten Augenblick saßen wir schon auf einer Sandbank. Das Wasser rollte mit Getöse zurück. Und wiederum schrie Schamba: „Festhalten!“

Wir klammerten uns am Bootsrand fest. Eine neue Welle überspülte uns von Kopf bis Fuß. Und als sie zurückeilte, sprangen wir rasch auf den Sand und rannten zum Ufer, wo uns keine Welle mehr einholen konnte.

DAS NEUJAHRSGESCHENK

In meinem Zimmer, wächst nahe am Fenster ein Bäumchen in einem Bottich. Es hat kleine grüne Blätter. Vor zwei Jahren habe ich dieses kleine Bäumchen aus Abchasien mitgebracht. Schamba hatte es mir geschenkt. Seitdem ist das Bäumchen schon

recht groß geworden. In diesem Winter trug es zum erstenmal Früchte — dreißig goldene Mandarinen.

Im Dezember waren die Mandarinen richtig reif. Am Vorabend des Neujahrfestes hatte ich meine Freunde zu mir eingeladen. Draußen herrschte ein wahres Schneegestöber, die Fenster waren zugefroren, wir aber saßen gemütlich im warmen Zimmer, ließen uns die süßen, duftenden Mandarinen schmecken und unterhielten uns über die sonnige Schwarzmeerküste. Ich erzählte meinen Freunden gerade, daß man in Abchasien noch im Dezember baden kann, auch von den kleinen Mandarinenbäumchen, die bis zu zehntausend Mandarinen tragen, und daß es außer den Mandarinenbäumen dort auch noch Zitronen- und Apfelsinenbäume gäbe, ja auch Palmen in Abchasien wüchsen.

Da klopfte es an die Tür.

„Herein!“ sagte meine Mutter.

In der Tür stand ein unbekannter Junge mit einem großen Packet in der Hand.

„Guten Tag“, sagte er und lächelte uns aus seinen braunen Augen an.

„Schamba!“ rief ich freudig und stürzte auf ihn zu.

Es war wirklich mein abchasischer Freund Schamba. Er war zu Besuch gekommen.

Schamba trat ins Zimmer, entfernte die Papierhüllen von dem Paket und legte einen wunderschönen Rosenstrauß auf den Tisch.

„Das ist ein Geschenk für euch aus Abchasien“, sagte Schamba, „während der ganzen Reise mußte ich aufpassen, damit mir die Rosen bei dieser Kälte nicht erfrieren.“

EINE LUSTIGE SCHIFFSREISE

JASCHKA UND MASCHKA

Unser Schiff führte uns durch die warme Südsee. Eines Tages gingen wir an der afrikanischen Küste vor Anker. Dem Schiff näherte sich ein Boot. Es war ein Afrikaner, der uns zwei Äffchen verkaufte.

Die rotbraunen Äffchen waren nicht größer als Katzen. Die Matrosen zogen sie an einem Strick an Bord. Die Tierchen sträubten sich, kreischten, bewegten den Kopf hin und her, zappelten mit den Beinen und schlugen mit den Schwänzen — sie wollten bei ihrem Herrn bleiben. Da nahm der grauhaarige Bootsmann sie, kurzentschlossen, auf den Arm und trug sie an Deck.

Der Dampfer setzte seine Fahrt fort.

Die Äffchen gewöhnten sich schnell an ihre neue Umgebung. Sie wurden bald die allgemeinen Lieblinge der Mannschaft. Die Matrosen nannten sie Jaschka und Maschka.

Jaschka schaukelte sehr gern wie ein gewandter Sportler am Reck, den Kopf nach unten, sich nur mit dem Schwanz festhaltend.

Maschka hatte andere Gewohnheiten: während des Frühstücks sprang sie auf den Tisch, stibitzte ein Stück Zucker und war im Nu verschwunden.



Unser Bootsmann hatte in seinem Schränkchen zwei Schachteln Konfekt aufbewahrt. Eines Tages, als er die Kajüte verließ, vergaß er, die Tür richtig zu schließen. Die neugierige Maschka steckte ihr Schnäuzchen sogleich durch die Türspalte. Dann schlich sie in die Kajüte und begann dort herumzuwirtschaften. Sie sprang auf dem Bett umher und untersuchte danach alle Schubfächer des Schrankes und des Tisches.

Als der Bootsmann zurückkam, sprang Maschka, direkt vor seiner Nase, durch die Tür aufs Deck. Zwischen den Zähnen hielt sie eine Konfetschachtel.

Der Bootsmann rannte ihr nach. Das Tierchen huschte leicht wie ein Vogel auf dem Deck davon. Die Matrosen lachten laut und piffen, dann eilten sie dem Bootsmann zu Hilfe. Jedoch die flinke Maschka ließ sich nicht fangen. Sie sprang mal hier, mal dorthin, und versteckte sich. Auf dem Deck wurde es laut, alles war in Bewegung geraten. Dieses unerwartete Schauspiel belustigte die Matrosen, und sie nahmen mit großem Spaß an der Jagd teil.

„Die Hälfte der Pralinen bekommt, wer sie ihr abnimmt“, rief der Bootsmann den Matrosen zu, wobei er die langschwänzige Diebin beinahe gefaßt hätte.

Da ließ das Äffchen die Schachtel endlich fallen und kletterte blitzschnell den Mast hinauf. Erfreut hob der Bootsmann die Schachtel auf und öffnete sie. Die Matrosen schauten nun auch hinein und brachen in lautes Gelächter aus. Die Pralinschach-

tel war leer. Maschka aber saß hoch oben auf dem Mast, beendete ihre Schokoladenmahlzeit und quiet-schte genußvoll.

DER HUMMER

Die Matrosen hatten einen großen Hummer gekauft. Das ist ein riesiger Krebs, der nur im Meer lebt. Er hat sehr lange Fühler, dünn wie Strohhalme.

Jaschka lief auf den Hummer zu und blieb stehen. Er beschaute ihn von allen Seiten. Vor Neugierde begann er sich sogar zu kratzen. Dann zog er ein mürrisches Gesicht und verpaßte dem Krebs einen Schlag mit der Pfote. Im gleichen Augenblick hielt der Hummer das Pfötchen fest mit der Schere gepackt. Das Äffchen heulte laut auf und schrie. Auf seinen Schrei hin eilte der Bootsmann herbei und öffnete die Schere des Hummers, um das Pfötchen zu befreien. Schreiend lief Jaschka davon.

Eines Tages war der Hummer tot. Er konnte die große Hitze nicht ertragen. Die Matrosen beschloßen, den toten Hummer in der Sonne zu trocknen. Der riesige Krebs lag mit seinen weit auseinanderstehenden Fühlern in der Tropensonne auf dem Deck. Sein Panzer schimmerte wie gemalt blau, rot und grün.

Einmal hatte der Bootsmann zufällig dort zu tun, wo der Hummer lag. Überrascht blieb er stehen. Neben dem Krebs saß Jaschka und machte sich an den Fühlern des Krebses zu schaffen. Er riß sie aus, zerbrach die Fühler in Stücke und warf sie einfach über Bord, als ob er damit den Krebs verspotten woll-

te. Seine Scheren aber berührte er nicht. Vor ihnen hatte er Angst.

„Ein gebranntes Kind scheut das Feuer“, sagte lächelnd der Bootsmann.

ALARM IN DER NACHT

Neben der Schiffsglocke hatte der Bootsmann eine große Kiste abgestellt. Die Matrosen beschwerten sich, die Kiste behindere sie beim Glasen. Glasen bedeutet, die Uhrzeit mit der Schiffsglocke anschlagen. Die erste Stunde schlägt man mit bim-bim an, die zweite — mit bim-bim, bim-bim, die vierte — mit bim-bim; bim-bim, bim-bim, bim-bim. Mehr als vier Stunden wird nicht geglast. Alle vier Stunden wiederholt sich das.

Wenn ein Brand ausgebrochen ist, dann wird mit der Glocke schnell und lange: bam! bam! bam! — Alarm geläutet.

Der Bootsmann hatte versprochen, die Kiste woanders abzustellen. Er kam jedoch nicht gleich dazu, sein Versprechen zu erfüllen — da geschah etwas Ungewöhnliches.

Eines Nachts wurden sie durch schnelle Glockenschläge: bam! bam! bam! bam! — geweckt.

Das bedeutete „Feuer an Bord!“

Alle waren im Nu auf den Beinen, sowohl diejenigen, die schon fest schliefen, als auch jene, die noch wach waren. Alle eilten an Deck, um das Schiff vor dem Feuer zu retten.

Die Glocke verstummte. Feuer war nicht zu sehen. Irgendjemand mußte sich einen Spaß gemacht haben.

Die Matrosen, empört über diesen Streich, gingen wieder schlafen.

Aber fünfundzwanzig Minuten später war erneut Feueralarm. Bam! bam! bam! bam! bam! — rief die Schiffsglocke alle an Deck. Und wieder konnten die Matrosen nichts entdecken: weder ein Feuer noch denjenigen, der Alarm geschlagen hatte.

Eine halbe Stunde später wiederholte sich das gleiche zum dritten Mal.

Gegen Morgen versteckte sich der Bootsmann nicht weit von der Schiffsglocke, um diesem frechen Spaßvogel aufzulauern.

Bald sah er im Halbdunkel, wie Maschka vorsichtig zur Schiffsglocke schlich, auf die Kiste sprang, den Strick ergriff und zu läuten begann.

Das Äffchen hatte oft beobachtet, wie die Matrosen die Schiffsglocke läuteten. Maschka wollte es schon lange einmal selbst probieren, konnte aber die Glocke nicht erreichen, bis der Bootsmann die Kiste dorthin gestellt hatte.

DIE BEIDEN WINDFÄNGE RETTEN DEN BOOTSMANN

Es war Mittagszeit. Die Sonne stand hoch am Himmel. Es war unerträglich heiß, keine Menschenseele an Deck. Alle hatten im Schatten Zuflucht gesucht. Nur der Bootsmann betrat das Deck. Er hielt ein Pumpenrohr aus Kupfer in der Hand, um die glühendheißen Planken mit Meereswasser zu sprengen.

Die Sonne brannte unbarmherzig. Der Bootsmann hatte kurzgeschnittenes Haar und nichts auf dem

Kopf. So bekam er einen Hitzschlag und wurde ohnmächtig.

Niemand, außer den Äffchen, hatte das bemerkt. Sie sprangen zum Bootsmann, ergriffen den Pumpschlauch und spielten damit. Dabei bespritzten sie auch den ohnmächtigen Bootsmann. Sie wurden immer ausgelassener und bespritzten ihn nun von Kopf bis Fuß. Davon kam der Bootsmann wieder zu sich.

DIE JAGD AUF FLIEGENDE FISCHE

Einmal wollte der Bootsmann einen schmutzigen Sack waschen. An einem Strick warf er ihn durchs Bullauge seiner Kajüte ins Meer. Durch die schnelle Fahrt und die starke Strömung wurde der Sack ordentlich durchgespült.

Der Bootsmann ließ den Sack angebunden ins Wasser, schloß die Kajütentür und ging an Oberdeck.

Sich den Schnurrbart streichend, schaute er aufs Meer hinaus. Im leichten Wellengang sah er einen riesigen Hai. Der Seemann konnte sein kurzes stumpfes Maul und seinen schwarzbläulichen Rücken gut erkennen.

Fliegende Fische sprangen aufgescheucht aus dem Wasser. Einige übersprangen sogar den Dampfer und tauchten auf der anderen Seite wieder unter.

Beide Äffchen wurden von der Jagdlust gepackt. Sie sprangen hier- und dorthin, um einen Fisch zu schnappen. Die Fische jedoch waren schneller, so daß sie keinen einzigen fangen konnten.

Als sie wieder nach einem Fisch sprangen, stießen sie mit den Köpfen zusammen. Im gleichen Augen-

blick hörte man einen angsterfüllten Aufschrei. Die Äffchen waren von Deck verschwunden und ins Wasser geplumpst.

MANN ÜBER BORD

Und da rief auch schon jemand: „Mann über Bord!“

Der Bootsmann griff nach dem Rettungsring und sprang ins Wasser.

Als das Schiff endlich Rückwärtsfahrt bekam, war der Mensch im Meer nur noch als kleiner Punkt zu sehen.

Die Matrosen beobachteten, wie der Hai ebenfalls umkehrte und zu der Stelle schwamm, wo sich der Bootsmann befand.

Alle bangten um den Bootsmann. Das Schiff eilte mit Volldampf, ununterbrochen tutend, zu Hilfe. So wollten sie den Raubfisch verjagen.

Der Hai tauchte unter, und seine Flossen zeigten sich schon ganz in der Nähe des Bootsmanns.

Jedem, der das Geschehen verfolgte, krampfte sich das Herz zusammen: Gelingt es ihnen, den Bootsmann zu retten oder nicht?

Da waren sie endlich in seiner Nähe und machten ein Rettungsboot los. Aus dem Wasser zogen sie den Bootsmann und Jaschka. Alle glaubten, daß Maschka ertrunken sei. Im selben Augenblick zeigten sich in der Nähe die mächtigen Flossen des Haifisches.

„An den hast du wohl nicht gedacht, als du ins Wasser gesprungen bist?“ fragten den Bootsmann die Matrosen und zeigten auf den Hai.

„Doch, das ist zwar ein riesiger Hai, aber kein gefährlicher“, entgegnete der erfahrene Seemann.
„Diese Art greift nie Menschen an.“

DIE ZWEITE SCHACHTEL KONFEKT

Winselnd schmiegte sich Jaschka an den Bootsmann. Den Matrosen schien es, als ob das Äffchen Tränen in den Augen hätte. Allen war schwer ums Herz. Alle dachten voller Trauer an Maschka.

Das Rettungsboot wurde wieder eingeholt. Der Bootsmann ging schweigend in seine Kajüte, um die nassen Sachen auszuziehen.

Er schloß die Tür auf und... was sah er dort? Maschka saß quietschvergnügt auf dem Tisch und knabberte Schokolade aus der zweiten Schachtel.

Der Seemann blieb vor Überraschung wie angewurzelt stehen. Als Maschka ihn erblickte, ergriff sie den Rest der Schokolade und stürzte durch das Bullauge fort ins Meer.

Der Bootsmann war mit einem Satz beim Tisch und zwängte seinen Kopf durch das Bullauge. Das Äffchen hing an dem Strick, an den er den Sack festgebunden hatte.

Da dämmerte es dem Bootsmann, wie sich Maschka, als sie über Bord gefallen war, gerettet hatte.

DER SOHN DES JÄGERS

I

Es geschah auf der Halbinsel Kamtschatka. Eines Nachts wurden die Bewohner eines Hauses am Fuße des Vulkans Awatschi durch ein starkes Beben geweckt. Die Erde zitterte, die Häuser wankten, Möbel fielen um, das Geschirr in den Schränken klirrte.

Die Menschen liefen auf die Straße. Über dem Berg stand eine Feuersäule. Aus dem Berginneren drang ein dumpfes Dröhnen. Der Vulkan war erwacht.

In der Menschenmenge stand auch ein Junge — Kostja. Sein Vater, der Jäger Semen Purgin, war am Tag zuvor auf die Jagd gegangen. Eine Mutter hatte der Junge nicht. Sie war vor vielen Jahren gestorben.

Kostja sah zum erstenmal einen Vulkanausbruch. In der Luft lag starker stickiger Schwefelgeruch. Es wurde noch dunkler, und die Menschen spürten Vulkanasche auf ihren Gesichtern.

Der Vulkan spie große glühende Felsbrocken aus. Sie wurden von einer ungeheuren Kraft in die Höhe geschleudert und fielen dann mit lautem Getöse ins Tal, wo sie die umliegenden Wälder in Brand setzten.

Es folgte eine mächtige Explosion. Der Rand des Vulkans barst auf, und ein riesiger Lawastrom, glühendem Gußeisen gleich, floß zum Tal hinunter. Die zu Tode erschrockenen Menschen ergriffen die Flucht. Auch Kostja lief mit ihnen davon. Neben ihm rannte eine Frau mit ihrem Kind auf dem Arm.



An einer Stelle mußten sie einen Fluß überqueren. Von Stein zu Stein springend, rutschte die Frau aus, schrie auf und fiel hin. Kostja beugte sich über die Frau. Sie war ohnmächtig. Der Junge rief um Hilfe. Aber die Leute waren schon weit vorn und hörten ihn nicht. In der Ferne brannten die Wälder. Über dem Vulkan glühte unheilschwer der purpurrote Himmel.

II

Kostja holte mit seiner Mütze Wasser und benetzte das Gesicht der Ohnmächtigen. Sie kam zu sich und versuchte sich zu erheben, aber fiel stöhnend zurück.

„Ich habe mir das Bein gebrochen“, sagte sie.

Der feurige Lawastrom aber kam immer näher; er hatte schon die Mitte des Berges erreicht.

In der Nähe erhoben sich hohe Felsen. Der Junge dachte: ‚Wenn wir auf einen dieser Felsen klettern könnten, wären wir gerettet.‘

Er hätte die Frau und das Kind verlassen und die anderen einholen können, ja, er hätte mit ihnen auf den Berghang drüben laufen können, der ohne Zweifel ein sicherer Zufluchtsort vor dem Lawastrom war. Jedoch seine Weggefährtin mit dem kleinen Mädchen im Stich zu lassen,— auf einen solchen Gedanken wäre er nie gekommen. Er wandte sich an die Frau und sagte, daß er versuchen wolle, sie dort auf den Felsen in Sicherheit zu bringen. Das war sehr schwer, aber es gelang ihm. Bald befanden sie sich ganz oben auf dem Felsen.

Es wurde Morgen, aber es blieb dunkel, denn die Sonne konnte die dichten Aschewolken nicht durchdringen. Der Lawastrom hielt auf halbem Wege inne und erstarrte.

Doch damit war die Gefahr nicht vorüber. Der heiße Lawastrom hatte Schnee und Eis auf dem Berg in Wasser verwandelt. Ungestüm stürzten diese gewaltigen schmutzigen Wassermassen ins Tal. Alles wurde überflutet. Kostja sah, wie auch verschiedene Tiere — Hirsche, Füchse und Bären — Rettung suchten. Ganz in der Höhe, etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt, bemerkten sie einen riesigen Bären. Das Wasser stieg unaufhörlich, und das Raubtier hatte den Felsen erklettert, um der Gefahr zu entgehen. Zum Glück trennte sie von diesem gefährlichen Nachbarn ein tiefer Spalt.

Der Pelz des Bären war an vielen Stellen angesengt. Wütend spähte er nach allen Seiten und brüllte drohend. Zu ihnen hinüber konnte er nicht gelangen. Wäre er aber nach unten geklettert, dorthin, wo der Spalt weniger breit war, hätte er die Menschen erreicht.

Das Wasser stieg höher und höher. Kostja fürchtete, daß das Wasser weiter steigen und sie überfluten könnte. Als es aber in den Spalt eingedrungen war, schwoll es nicht weiter an.

III

Es vergingen zwei Tage. Über dem Vulkan standen immer noch Rauchwolken, aber er spie kein glühendes Gestein mehr aus. Langsam ging das Wasser zurück.

Kostja, die Frau und ihre kleine Tochter Anotschka verspürten Hunger, weil sie schon seit zwei

Tagen nichts gegessen hatten. Hunger plagte auch den Bären. Stundenlang wandte er kein Auge von den Menschen, sperrte immerfort sein Maul auf und leckte sich die Lippen. Über seine Nachbarn herfallen konnte er nicht, daran hinderte ihn das Wasser. Kostja hatte bereits Steine gesammelt, um den jeder Zeit zu erwartenden Angriff des Bären abwehren zu können. Annotschka half ihm dabei. Ihre Mutter lag still, fast ohne Bewegung, und stöhnte nur leise. Sie hatte furchtbare Schmerzen im Bein. Annotschka holte ihr oft Wasser, das trübe von der Vulkanasche war.

Am dritten Tag zeigte sich endlich die Sonne. Das Hochwasser ging merklich zurück und machte dem Bären den Weg zu den Menschen frei. Er verließ den Felsvorsprung, umging die Schlucht und kletterte nach oben.

Kostja nahm den größten Stein und zielte auf den Bären. Der Stein traf ihn mitten auf die Nase, und das Raubtier wich brüllend zurück. Einige Minuten später wagte der Bär einen zweiten Versuch. Kostja wehrte seinen Angriff wiederum mit Steinen ab, und der Bösewicht wurde erneut in die Flucht geschlagen.

Kostja hatte keine Steine mehr und überlegte, womit er sich verteidigen könnte, wenn der Bär noch einen Versuch wagen sollte. Er besaß keinerlei Waffen, außer einem kleinen Messer und einem Stock, den er aus dem Wasser gefischt hatte. Kostja befestigte das Messer an dem Stock und beschloß, wenn es sein mußte, mit diesem selbstgebastelten Speer gegen den Bären zu kämpfen.

Und wieder kroch das Raubtier auf sie zu. Der Junge trat entschlossen seinem Feind entgegen und

schlug ihn kraftvoll mit dem „Speer“. Der Bär brüllte wild auf und wich zurück.

Es verging noch ein Tag. Das Hochwasser war weiter gesunken, doch der Bär belagerte die Menschen nach wie vor. Das kleine Mädchen war schon ganz schwach vor Hunger. Auch die Kräfte des Jungen hatten nachgelassen. Es schien, als ob der Bär ihre aussichtslose Lage erkannt hätte. Abermals kletterte er den Felsen hoch. Diesmal stieß er nicht auf Widerstand. Kostja war vor Schwäche nicht mehr imstande, sich zu verteidigen. Und da tauchte auch schon der Kopf des Bären über dem Felsvorsprung auf. Er klammerte sich zuerst mit der einen, dann mit der anderen Pranke fest und zog sich mit aller Kraft nach oben. Laut aufbrüllend, sprang die hungrige Bestie auf Kostja zu. Das kleine Mädchen erstarrte vor Schreck. Der Junge schloß die Augen.

Plötzlich ertönte ein Schuß und kurz darauf das Röcheln des Bären. Kostja öffnete die Augen. Das wütende Raubtier drehte sich zur Seite. Da folgte noch ein Schuß und der Bär stürzte tot zu Boden.

Kostja erblickte unten auf dem Fluß ein Boot. Im Boot stand sein Vater, er hielt das Gewehr noch in der Hand.

Sie waren gerettet.

DAS SCHNEEFLÖCKCHEN UND DER TAUCHER

Sina Zymbal ging in die fünfte Klasse. Sie trug zwei Zöpfe und liebte über alles den Winter, weil sie dann Schlittschuh laufen konnte.

Einmal fragte sie der Lehrer in der Geographiestunde, was „Samum“ bedeutet. Kostyk, ihr Banknachbar, flüsterte ihr zu, es sei ein amerikanischer Fisch. Ohne nachzudenken wiederholte sie Kostyks Worte unter dem Gelächter der ganzen Klasse. Nun war sie sehr böse auf Kostyk.

* * *

Im Pionierpalast bereitete man sich auf das Jolkafest vor. Sina hatte eine Einladung für den Neujahrskarneval. Sie wollte als Schneeflöckchen gehen. Ihr Kostüm hatte sie sich selbst angefertigt.

Mit vielen anderen Masken tanzte Sina ausgelassen um die hohe, breit ausladende Neujahrstanne in dem großen Saal herum. Die Neujahrstanne erstrahlte im Licht vieler bunter Lämpchen. Sie war wunderschön geschmückt mit Glaskugeln, Lametta und Schneeflöckchen. Im ganzen Saal spielten und tollten allerlei Tiere und seltsame Gestalten herum. Was sah man nicht alles: einen Bären, einen Strauß und einen Pinguin, Tschapajew und Robinson, Zirkusclowns, Flieger und Partisanen, Schmetterlinge und Graßhüpfer.



Doch eine Maske gefiel dem Mädchen besonders — der Taucher. Über den Kopf gestülpt trug er einen runden kupfernen Helm, an dem eine riesige Brille befestigt war. Bei einem Gemeinschaftstanz geriet das Schneeflöckchen in seine Nähe. Nach dem Tanz gingen sie zusammen in das Märchenzimmer, anschließend besichtigten sie den Pionierpalast.

Im Arktiszimmer rief das Schneeflöckchen voller Begeisterung:

„Ach, wie schön wäre es, wenn wir hier einen richtigen Eisbären, lebendige Seerobben hätten und dazu noch ein Hundegespann, auf dem wir herumfahren könnten!“

„Dann hätten bestimmt viele Angst, diesen Raum zu betreten.“

„Um von dem Eisbären nicht gefressen zu werden?“ entgegnete lachend das Schneeflöckchen.

„Vielleicht denkst du dir dann noch eine Eisbärenjagd aus, wie man ihn erlegt, am Spieß brät und ihn gemeinsam verschmaust?“

„Nein, wir spannen den Bären lieber vor den Schlitten und lassen uns ziehen!“ Sina fühlte sich sehr wohl in der Gesellschaft des Tauchers. Sie war lustig und ausgelassen.

„Woraus hast du dir den Helm gebastelt?“ fragte sie.

„Ach, das ist ein alter Globus.“

Und so kamen sie ins Gespräch. Der Taucher fragte sie, welchen Zirkel sie im Pionierpalast besuche.

„Den zoologischen“, schwindelte das Mädchen und fühlte, daß sie dabei rot wurde.

„Sind es viele aus eurer Schule, die hier in den Zirkeln mitarbeiten?“

Sina ärgerte sich über sich selbst, doch dann fiel ihr Kostyk ein, und sie hatte nun jemand, an dem sie ihren Zorn auslassen konnte.

„Ja, es gibt da einen... So ein Angeber... Auf den ist kein Verlaß.“

„Komm lieber zu uns, in den Klub der Polarforscher“, schlug der Junge vor.

„Nur, wenn es bei euch Tiere gibt: Eisbären, Rentiere, Seerobben... Wenigstens ein lebendiges Tier.“

„Werden wir haben“, versicherte ihr der Taucher.

Das Schneeflöckchen erzählte ihm nun auch die Geschichte von ihrem Klassenkameraden Kostyk, der ihr vorgesagt hatte.

„Dann mußt du ihm auch mal falsch vorsagen.“

Sie wollte ihm schon entgegen, daß Kostyk es nicht nötig hat, daß man ihm vorsagt, er weiß ohnehin alles, aber sie schwieg.

Kurz vor der Demaskierung verschwand der Taucher. Sina traf ihn nicht wieder.

Begeistert von den vielen Eindrücken und ihren Erlebnissen im Pionierpalast ging Sina nach Hause. Ärgerlich war sie nur darüber, daß sie vor dem Taucher geprahlt und ihm vorgeschwindelt hatte, sie besuche eine Arbeitsgemeinschaft im Pionierpalast.

Inzwischen war ein halbes Jahr vergangen, und vieles hatte sich geändert. Vom Herbst an besuchte Sina die Arbeitsgemeinschaft für Zoologie im Pionierpalast.

Zum Wintersanfang veranstaltete der Klub der Polarforscher einen Abend und lud dazu die Zoologen ein.

Sina hoffte, nun endlich den Taucher wiederzusehen.

„Bestimmt ist er inzwischen, über die Sommerferien, größer geworden“, dachte sie.

In der Vorhalle schaute sich das Mädchen eine Ausstellung über eine Reise in den Hohen Norden an. Dann guckte sie ins Arktiszimmer und erblickte dort ausgestopfte Rentiere und Polarvögel. Auf dem Fußboden lag ein Eisbärfell.

Geschäftig eilten junge Polarforscher hin und her. Sina musterte jeden, der das Klubabzeichen trug, konnte jedoch in keinem den „Taucher“ erkennen.

Als sie den Wintergarten betrat, wunderte sie sich über das Gedränge vor dem Bassin.

„Sina!“ rief jemand.

Sie drehte sich um und bemerkte Kostyk, der am Bassin stand.

„Komm mal hierher!“ forderte er sie auf.

Das Mädchen trat näher und schaute ungläubig auf das Wasser. Dort, wo früher gewöhnlich Silberkarpfen schwammen, zeigte sich der schwarze Rücken eines großen Tieres. Da zeigte sich auch schon sein schnurrbartiges Maul, es schaute unzufrieden auf die Kinder, schnaubte und sprang so in die Höhe, daß

es nach allen Seiten spritzte. Sina wich erschrocken zurück.

„Ein Seehund...“ sagte sie.

„Eine Robbe“, korrigierte sie Kostyk. „Wie du siehst, ein lebendiges Tier aus dem Hohen Norden. Trittst du nun in den Klub der Polarforscher ein?“

Als er das fragte, ging ihr plötzlich ein Licht auf.

„Du warst also der Taucher?“

„Und du das Schneeflöckchen.“

ÜBER DEN VERFASSER

Mykola Trublajini, eigentlich Mykola Petrowytsch Trublajewsky — geb. 25.4. 1907 in Wilschanka (heute Gebiet Win-niza), gest. 5.10. 1941. Sohn eines Holzfällers; besuchte ein Gymnasium in Nemyriw, später studierte an den Allukrainischen Journalistenkursen in Charkow. Tätig als Journalist, dann als Verlagsdirektor, unternahm viele Reisen in den Hohen Norden und Fernen Osten. Einer der bekanntesten ukrainischen Kinderschriftsteller. Er veröffentlichte zahlreiche Erzählungen über die Erforschung der Arktis, Sibiriens und des Fernen Ostens, über das Leben ihrer Bewohner.

Weitere Werke: „Lachtak“ (1935), „Wanderer“ (1938), „Der Schoner ‚Kolumbus‘“ (1940). In deutscher Übersetzung erschien die Erzählung „Der kleine Bote“ (in: „Sonnenfenster“, Kindererzählungen, Kiew, Verlag Dnipro, 1978).

INHALT

Die Möwe mit den rosa Flügeln

5

Der Bewohner des Lischtschyniwska-Flußarms

30

Schamba

49

Eine lustige Schiffsreise

65

Der Sohn des Jägers

74

Das Schneeflöckchen und der Taucher

80

Über den Verfasser

86

Николай Петрович Трублаини

ШАЛУНЫ НА ПАРОХОДЕ

Рассказы

Переводчики *Э. В. Ризванова* и *И. В. Сойко*
Художники *А. Ф. Рыбачук* и *В. В. Мельниченко*

Киев,
издательство
художественной литературы
«Дніпро», 1983
(На немецком языке)

Редактор *В. В. Шелест*
Художній редактор *С. П. Савицький*
Технічний редактор *О. М. Грищенко*
Коректор *С. І. Носова*

Информ. бланк № 2147

Здано до складання 14.12.82. Підписано до друку 18.10.83.
Формат 60 × 90¹/₁₆. Папір офсетний.
Гарнітура шкільна. Друк офсетний.
Ум. друк. арк. 5,5. Ум. фарб. відб. 22,5.
Обл.-вид. арк. 3,695. Тираж 33 000. Зам. 3—1667. Ціна 55 коп.

Видавництво художньої літератури «Дніпро».
252601, Київ-МСП, вул. Володимирська, 42.

Головне підприємство республіканського
виробничого об'єднання «Поліграфкнига».
252057, Київ, вул. Довженка, 3.

55 к.

